

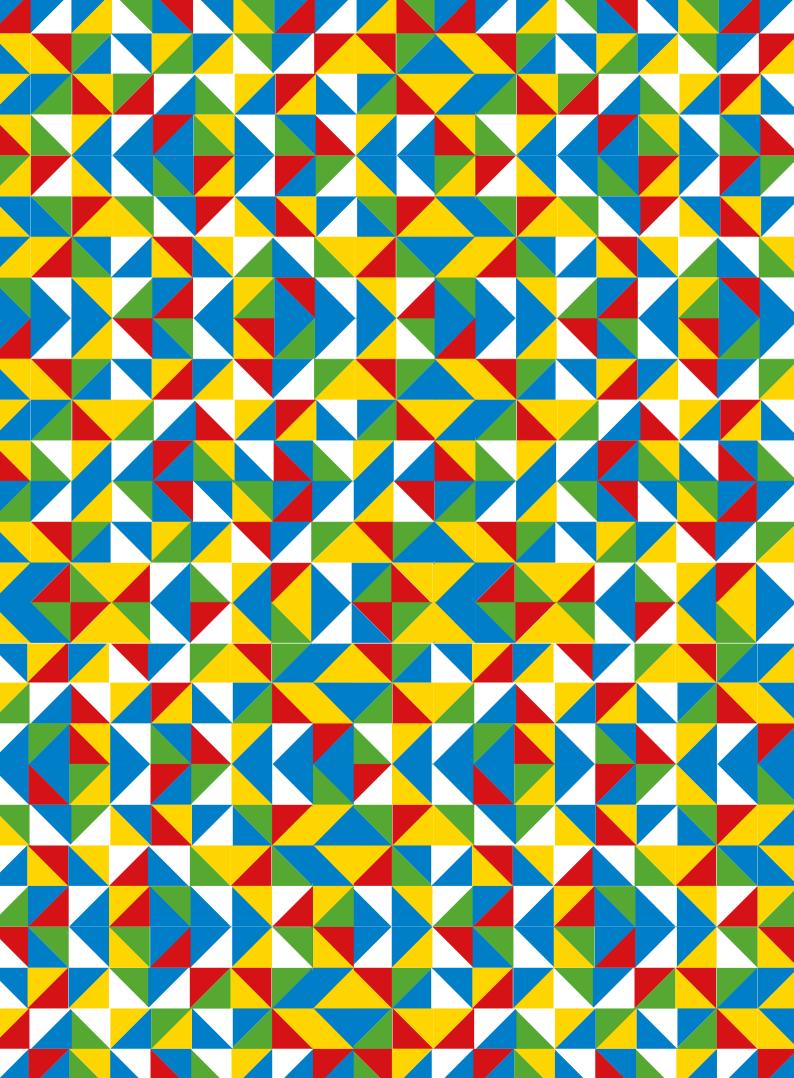
*100

+2016



MEHARI

Ein Leben — Elf Geschichten



Editorial

Liebe Freunde der Reportageschule.

Dieses 11. GO-Magazin ist Mehari Beyan gewidmet. Einem einzelnen Flüchtling, dessen Leben an einem Seil in Oberbayern endete.

Wenn ein Mensch Selbstmord begeht, halten die Lebenden für einen Moment die Luft an und fragen sich: Hätte man ihn retten können? Hätte man Mehari Beyan retten können? Geboren 1993 in Eritrea, gestorben 2016 in Deutschland.

Eine Meldung im Lokalteil der Hohenzollerischen Zeitung in Hechingen vom Februar 2016 hatte unsere Aufmerksamkeit geweckt: Ein Bewohner der dortigen Asylunterkunft habe sich das Leben genommen. Vielen Einwohnern der Stadt, so schrieb die Zeitung, sei er bekannt gewesen als "der kleine freundliche Flüchtling auf seinem Fahrrad".

Warum bringt sich ein Mensch um, wenn er nach einer entbehrungsreichen und gefährlichen Flucht endlich am Ziel angekommen ist? Die elf Journalistinnen und Journalisten der Reportageschule folgten den Spuren seines Lebens. Zusammen mit Foto-Studenten der Universität Hannover reisten sie in jene Länder und Orte, an denen der "kleine freundliche Flüchtling" gelebt hatte oder zu denen es Verbindungen gab: Eritrea, Äthiopien, Sudan, Israel, Italien, Holland, Deutschland.

Was ist ein einzelnes Menschenleben wert in Zeiten der "Flüchtlingsschwemme", des "Asylantenstroms", der nicht abreißt, der "ungehemmt" nach Europa drückt wie eine Welle, eine Flut, ein Tsunami und den Kontinent in Angst und Chaos versetzt? Die Antwort lautet: nicht viel. Die Toten im Mittelmeer, die Verzweifelten von Idomeni, die Verprügelten an der ungarischen Grenze — sie rühren uns kaum noch. Einfach, weil es so viele sind.

Nur, wenn plötzlich ein Gesicht aufscheint, wie jenes des ertrunkenen dreijährigen Jungen Aylan Kurdi, angeschwemmt als Leiche an einem Strand in der Türkei, reagieren wir geschockt.

Welche Überraschung: unter den Millionen von Flüchtlingen gibt es offenbar doch einzelne Menschen.





Teilen Muslime un Christen



Eritrea:

Rund 11 000 Eritreer flohen 2015 nach Deutschland. Damit liegt Eritrea auf Platz 7 der häufigsten Herkunftsländer. Bis zu 5000 Menschen fliehen jeden Monat aus dem Land.

2015 kündigte die EU an, Eritrea mit 200 Mio. Euro zu unterstützen. Das Geld kommt aus dem 1,8 Mrd. Euro schweren EU-Fonds zur Bekämpfung von Fluchtursachen. Kritiker verweisen darauf, dass Menschen aus Eritrea nicht aus wirtschaftlichen Gründen fliehen, sondern wegen Menschenrechtsverletzungen.

Laut Amnesty International werden Oppositionelle, Journalisten, Politiker oder Angehörige von religiösen Minderheiten verfolgt und oft ohne Prozess eingesperrt.

Auf der Rangliste der Pressefreiheit, die jährlich von Reporter ohne Grenzen herausgegeben wird, rangiert Eritrea auf Platz 180 von 180. Der schwedische Journalist Dawit Isaak wird seit 2001 in Eritrea ohne Anklage und Prozess in Haft gehalten.

Präsident ist seit dem 24. Mai 1993, der Unabhängigkeit Eritreas, Isayas Afewerki. Afewerki sieht sein Land unter ständiger Bedrohung. So ist der Militärdienst — genannt National Service — für Männer und Frauen verpflichtend. Laut Gesetz dauert er 18 Monate. In der Realität kann er auf unbestimmte Zeit verlängert werden. Die umgerechnet 25 Euro Sold pro Monat reichen kaum aus, eine Familie zu ernähren.

Etwa 75 Prozent der Bevölkerung arbeiten in der Landwirtschaft. Trotzdem müssen Nahrungsmittel importiert werden — Arbeitskräfte fehlen, weil ein Großteil der Bevölkerung Militärdienst leistet.

Zwischen 1961 und 1991 führte Eritrea einen Unabhängigkeitskrieg gegen Äthiopien. Der äthiopische Präsident Haile Selassie hatte das Land 1952 annektiert, politische Aktivisten, die für die Unabhängigkeit Eritreas warben, flohen ins Exil. Der längste Krieg der afrikanischen Geschichte des 20. Jahrhunderts kostete rund 65 000 Menschen das Leben.

Tod im Paradies

2014 kommt Mehari Beyan nach Deutschland. Zwei Jahre später bringt er sich um. Was ist passiert? Eine Spurensuche — von Birte Fuchs, S. 6

Z Wir sind so frei

Eritrea gilt als "Nordkorea Afrikas", doch vieles ist nicht so wie es scheint. Auf der Suche nach der Wirklichkeit von Anna Hellge, S. 18

3 Feindesland

Die eritreische Exilgemeinschaft ist tief gespalten. Zwei Frauen, zwei Lager, mitten in Frankfurt — von Nora Gohlke, S. 30

4 Nächstes Jahr in Asmara

Von Äthiopien aus versuchen eritreische Radiomacher, das System zu stürzen. Ein Besuch bei Revolutionären — von Patrick Bauer, S. 40

5 Freigespielt

Die Nationalmannschaft flieht aus Eritrea. Ein holländischer Trainer nimmt sie auf. Über die Grenzen der Integration – von Andreas Overath, S. 52

6 Hungern am gedeckten Tisch

Eritreer sehen in Israel das Gelobte Land. Doch sie werden als Eindringlinge weggesperrt. Eine Begegnung mit der Realität — von Maria Timtschenko, S. 62

#13

S. 74

Eine junge Frau stirbt im Mittelmeer. Ein Polizist will sie identifizieren – von Johannes Laubmeier,

stem
ch
- von
Von der Seele
reden

Flüchtlinge brauchen psychologische Betreuung. Deutsche Bürokratie steht dem im Weg. Die Erzählung eines Dilemmas — von Katharina Dippold, S. 86

9

Neda

Zwei Drittel aller Frauen werden auf dem Weg in den Sudan vergewaltigt. Ein Treffen mit einer 14-Jährigen — von Lea Wagner, S. 94

10

Grenzgänger

Nicht alle Helfer sind gute Menschen. Wie sich ein Klischee auflöst — von Johannes Giesler, S. 106

11 Alis Abschied

Viele Flüchtlinge wollen Zuhause begraben werden. Das geht nicht immer. Über den Tod in der Fremde — von Melanie Pieske, S. 118

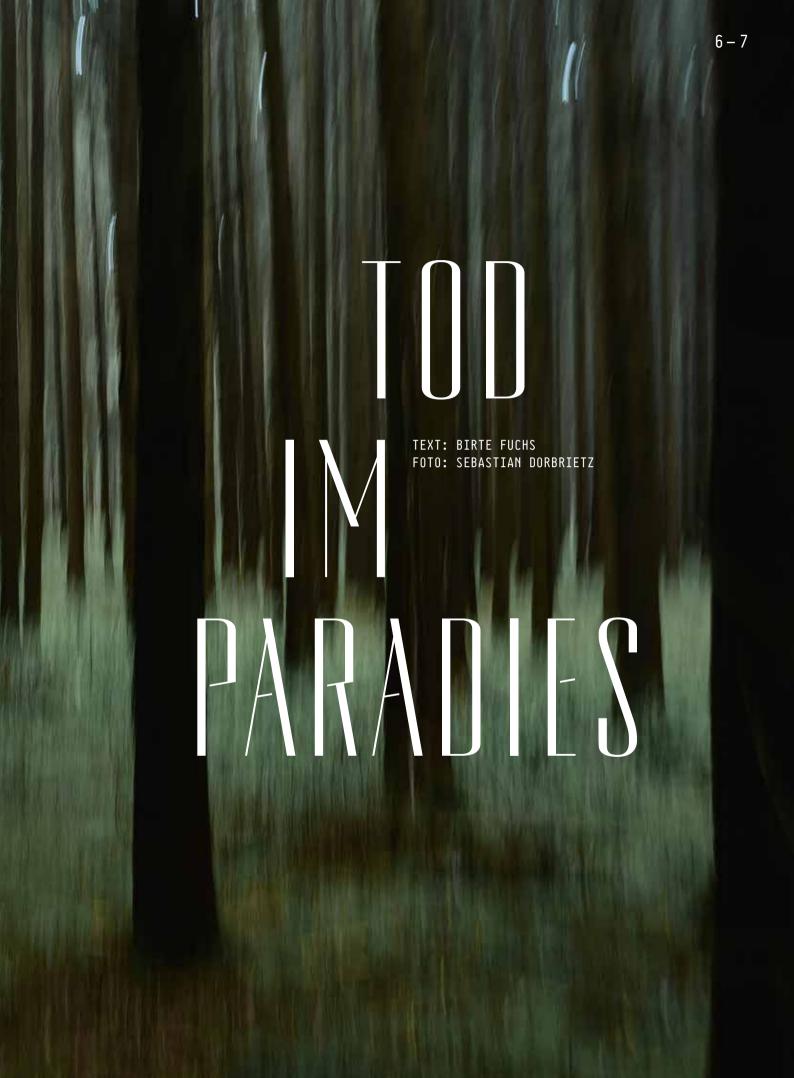
Extra

Über den Künstler, S.128

Autoren/Fotografen, S. 130

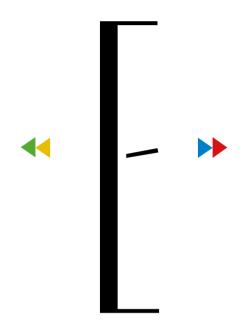
Impressum, S. 132







Als Mehari Beyan 2014 nach Deutschland kommt, hat er es geschafft. Nach rund zehn Jahren Flucht ist er aus Eritrea endlich an einem sicheren Ort. Zwei Jahre später bringt er sich um



Er sah ihn und wusste: Ich bin zu spät. Kurt Gröger hält inne, betrachtet den Baum. "Erst bin ich von dahinten gekommen und denk: Der steht doch." Dann sieht er die Schnur. Seine Stimme wird dünn. "Wieso macht der das? Der kommt den ganzen Weg hierher und dann …"

28. Januar 2016, 13.25 Uhr. Polizeiinspektion Landsberg, Notruf: Ein Spaziergänger hat einen Mann tot am Baum gefunden, "ein Schwarzer". Der Tote heißt Mehari Beyan, Flüchtling aus Eritrea, 22 Jahre alt. Wohnort: Hechingen, Baden-Württemberg. Gestorben im Wald bei Geltendorf in Bayern. Flurstück 1080 am Heuweg. Todesursache: Strangulation. Keine Spuren von Fremdeinwirkung. Suizid.

Was ist passiert, dass du dein Leben beendet hast, als du doch fast am Ziel warst?

Mehari Beyan. Geboren am 19. Mai 1993, fünf Tage bevor die kriegsmüden Eritreer die Unabhängigkeit ihres Staates feierten. Gramaten, ein kleines Dorf im Hochland, unweit der äthiopischen Grenze. Hier wächst er auf. Ein Junge, der lieber Ziegen hütet, als in die Schule zu gehen. Der Fußball mit den Freunden spielt. Der sich wegträumt, wenn die Krarerklingt, die eritreische "Teufelsleier". Mehari ist das jüngste von sieben Kindern; eng an eng schlafen sie in einem Raum. Eine Nähe, die sich Stück für Stück verliert — mit jedem einzelnen, der flieht.

Sein Leben ist ein Puzzle aus Erinnerungsstücken, in dem manche Teile nicht zusammen passen und viele fehlen. Es entsteht in Gesprächen mit Freunden, Verwandten, Betreuern, Beamten und steht in den Akten. Der Rest sind Fragen, die niemand mehr beantworten kann.

Das Puzzle beginnt, als Mehari nach der sechsten Klasse die Schule schmeißt. Da ist er zwölf. Kin-

der, die älter sind als zehn und nicht mehr zur Schule gehen, holt in Eritrea der Staat. Er steckt Mehari in ein militärisches Ausbildungslager. Dreimal bricht er aus; jedes Mal bringt ihn die Armee zurück. Das letzte Mal sperrt sie ihn in ein Gefängnis für Minderjährige. Ein halbes Jahr, berichtet ein Freund: in Sammelzellen mit Schichtschlafen. Und Folter.

Der vierte Fluchtversucht gelingt. Mehari ist noch fast ein Kind, als er seine Familie zurück lässt – und ein Leben, in das er nicht mehr zurückkehren kann. Zu Fuß schlägt er sich nach Äthiopien durch, ein gefährlicher Marsch. Er landet in einem Flüchtlingscamp, May-Ayni oder Shimoluba, zwei, vier oder sieben Jahre? Die Aussagen widersprechen sich.

Hattest du Freunde dort? Oder hast du dich damals schon einsam gefühlt?

Auch in dem geschlossenen Lager soll er Ziegen gehütet haben. Zur Schule, heißt es, ging er nicht mehr. Dann, 19 Jahre alt muss er sein, beginnt ein Weg, der lang, teuer und ungewiss ist. Das Geld für die Flucht hat sein Bruder aus den USA geschickt. Sein Weg führt ihn durch den Sudan, über Libyen, nach Lampedusa und schließlich nach Deutschland. Überall lauert der Tod: bei den Patrouillen der Grenzen; in den Dünen der Wüste; in den Wellen des Meeres, das Afrika von Europa trennt. Sechs bis zehn Jahre hat er gebraucht, fast 6000 Kilometer überwunden. Mehari hat es geschafft — in das Land, von dem viele glauben, es sei ein Paradies.

05. Mai 2014. Erstaufnahmestelle Karlsruhe. Mehari ist aufgeregt, gleich wird er zur Aufnahme befragt. Mit ihm wartet ein junger Mann, den er im Wohnheim schon gesehen hat. Amanuel Teklay. Eritreer. Geflohen über den Sudan, die Wüste, das Mittelmeer. Ehemaliger Soldat. Der Körper zernagelt von Bombensplittern — noch immer stecken sie in seiner Haut. Jetzt will Mehari alles wissen, über ihn, über Deutschland, er weicht ihm nicht mehr von der Seite. "Wenn ich mit dir verlegt werde, bin ich glücklich", sagt er. Amanuel erwidert, "hoffentlich nicht" und lacht. Drei Tage später ziehen beide in Balingen in der Beckstraße 5 ein.

Das ehemalige Gesundheitsamt wirkt freundlicher als andere Heime: ein Spielplatz vor der Tür, grüne Fensterläden, die Flure bunt bemalt. Im dritten Stock wohnen auf der rechten Seite Eritreer, auf der linken Gambier. Meharis Zimmer liegt dazwischen. Er teilt es sich mit einem der sieben eritreischen Männer. Zur Toilette und zur Küche müssen sie jedes Mal über den Flur. Sie kochen zusammen Linsen und Fleisch. Sie sitzen auf dem Ecksofa im Wohnzimmer und plaudern auf Tigrinya, ihrer Muttersprache. Die bunten Jesusbilder im Regal, die Kreuzanhänger am Hals: ein bisschen Heimat.

"Mehari war ein guter Mensch, ein witziger Typ", sagen seine Freunde.

"Er war der fröhliche Junge auf dem Fahrrad", sagt Jean-Claude Canoine.

Canoine ist ehrenamtlicher Flüchtlingshelfer vom Arbeitskreis Asyl in Balingen. Fast täglich besucht der Franzose, gerötetes Gesicht, freundliche Augen, die Eritreer im Heim. Beim ersten Mal streckt ihm Mehari ein Formaular entgegen, misstrauisch



In der Alice-Salomon-Schule in Hechingen lernen Flüchtlinge Deutsch. Mehari war ein Träumer und schaute lieber aus dem Fenster. Er wollte Kühe hüten

noch; Canoine füllt es aus. "Seitdem hat er mir blind vertraut", sagt er. Noch oft hilft er Mehari im Kampf gegen die deutsche Bürokratie.

Mehari geht in die Schule. Er müht sich ab mit dem Deutsch, es will partout nicht in seinen Kopf. War es so schwer oder hattest du keine Lust zu lernen, so wie früher? Für Lehrerin Gisela Blum* ist Mehari "ein Sonderling". Er träumt viel und lernt wenig. In der Pause steht er bei den anderen, aber gehört nicht richtig dazu. Nach wenigen Monaten verlässt er die Schule. Blum hält ihn nicht. Es bringt nichts, findet sie, mit Leuten zu arbeiten, die keine Vorstellung von sich und ihrem Leben haben. "Schule war nichts für ihn". Was er gewollt hätte? "Das weiß ich nicht", sagt sie. "Mehari dachte, er kann hier Kühe hüten", erzählt einer der Gambier im Heim.

Mehari geht in die Disco. Als Kind hatte er gern getanzt, wenn im Dorf Hochzeit gefeiert wurde, war er dabei. Hier gibt es das nicht. In Balingen gibt es das Top10. Eine Frau, halbnackt, der Rock aus Perlenketten, fragt hinter dem Eingang: Zimt oder Erdbeere? Süffiger Schnaps für einen süßen Abend. Der geht aufs Haus. Die restlichen Getränke werden auf eine Karte gebucht, man zahlt, wenn man geht. Wusstest du das? Von rechts schallen Schlager aufs Ohr, einen Stock tiefer zucken junge Körper zu poppigen Beats; im nächsten Raum besingt ein Rapper die "Nigger", während weiße Mädchen die Hintern kreisen lassen. Mehari ist mit seinen Kumpels aus Beckstraße hier. Er tanzt kaum, trinkt alleine an der Bar und kann am Ende die Rechnung nicht zahlen – 48 Euro. Er bekommt Hausverbot, seine Freunde auch.

Mehari geht in die Kirche. In Eritrea ging er mit seiner Familie hin, sie war christlich-orthodox. Hier muss er dafür rund 30 Kilometer nach Tübingen fahren. Einmal im Monat, drei Stunden lang, zieht ein melodiöses Murmeln durch den Raum der Evangelischen Kirchengemeinde an der Steige 3. Schwarze Wuschelköpfe füllen die Bänke der linken Seite, auf der rechten bücken sich weiß umschleierte Frauen, sie beten und lassen sich segnen. Gottesdienst auf Tigrinya. An der Wand seines Zimmers in der Beckstraße ziert ein buntes Jesusbild den Raum. Doch irgendwie scheint es, als sei Mehari auf der Flucht auch sein Glaube verloren gegangen; jener jedenfalls, den er als Kind gelernt hat. In Äthiopien wollte er sich einer Sekte anschließen, das Aufnahmeritual lief schief. Seitdem, meint er, laste ein Fluch auf ihm. Immer öfter läuft er im Heim durch die Flure und ruft: "Ich muss den Teufel töten!"

Es ist ein sonniger Tag in Balingen, der Verkehr rauscht. Mehari sitzt auf dem Gehweg an einer großen Straße, die Beine zu beiden Richtungen ausgestreckt, das Fahrrad neben sich. Mit aufgesetzten Kopfhörern beobachtet er das Treiben. "Der saß da einfach so". Canoine wundert das, für ihn zeigt es, "dass er ein bisschen anders ist". Hast du es genossen, allein zu sein und dem Leben zuzuschauen? War es wie früher bei den Ziegen?

Die Eritreer, die einzigen, die seine Sprache sprechen, haben sich abgewandt. Sie lachen über ihn: Wenn er spät kommt, weil er in der Bahn eingeschlafen ist; wenn er mit dem Fahrrad Zickzack fährt, weil er es nicht besser kann; wenn er die Papiere vom Amt verliert. Sie meiden ihn. Und die Familie? Die Eltern rufen ihn nicht an, sagt Amanuel. Sie hätten kein Telefon und müssten nach Adi Keyh, in die Stadt. Mit den Geschwistern in Israel spricht Mehari manchmal per Facebook oder Skype. Sie erzählen sich: Es geht mir gut. Sie sagen nicht, was sie bedrückt. Weil sie sich Jahre nicht gesehen haben. Und weil manche immer noch denken, der Geheimdienst höre mit. "Wir sind mit der Angst geboren", sagt einer der Eritreer, "sie steckt uns in den Knochen".

In Balingen wird es Herbst, die Tage werden dunkler, die Nächte länger. Eineinhalb Jahre ist Mehari nun in Deutschland und als einziger Eritreer in der Beckstraße noch nicht anerkannt. Er hatte die Papiere immer wieder verschlampt, sie ein halbes Jahr später abgegeben als die anderen seiner Gruppe. Die Anerkennungsquote von Eritreern liegt in Deutschland bei 90 Prozent. Die Chancen stehen gut. Dass er sich also nicht zu sorgen braucht, erklärt ihm keiner. Aber Mehari hat Angst, irgendwann der letzte Eritreer im Heim zu sein. Angst, dass er abgeschoben wird. "Angst, immer, immer", sagen seine Mitbewohner.

Mehari wartet. Während die anderen Eritreer in der Schule sind, sitzt er nun auf den Sofas der Gambier, die auch warten. Statt auf Jesus guckt er auf Bob Marley und zwei Playboy-Girls. Sie essen zusammen, scherzen, trinken. Mehari will kein Eritreer mehr sein.

Mehari trinkt. Bier aus Plastikflaschen, sechs bis acht am Tag. Und Lidl-Whisky.

"Die Zelle im Gefängnis war ein Loch unter der Erde. Fünfzig Zentimeter mal eineinhalb Meter breit. Die rechte Hand mit Eisenketten an den linken Fuß gefesselt. Nachts musste ich meine Fäkalien ausfegen"

AMANUEL TEKLAY



Amanuel Teklay war ein Freund Meharis. Trotz traumatischer Erlebnisse auf der Flucht, hat Amanuel nie den Verstand verloren





Oben: Wenn Mehari wegfuhr, nahm er den Zug. Bei jedem Umstieg rief er Amanuel an: "Welches Ticket? Welcher Zug?" Er verstand die Ticketautomaten nicht

Unten: Himmel über Geltendorf. Vom Bahnhof führt ein Weg direkt in den Wald, in dem Mehari verschwand



Mehari raucht. Billigzigaretten, eine Schachtel am Tag. Und Marihuana.

Mehari fährt schwarz und wird erwischt. Er verkratzt mit dem Fahrrad ein Auto, der Besitzer will Geld: 1300 Euro, sie einigen sich auf Monatsraten von 50 Euro. Die monatlichen 335,88 Euro vom Amt sind schnell weg. Dazu ständig neue Handys, T-Shirts und Sneaker von Nike. "Der hat Drogen vertickt, klar", sagt ein Betreuer in der Beckstraße. "Anders hätte der sich das gar nicht leisten können." Meharis Freunde wissen davon nichts oder wollen es nicht sagen.

Fast immer trägt er Kopfhörer, hört Musik. Um ihn herum quatschen Leute, die eigentlich nicht mehr seine Freunde sind. Er kann sie nicht hören — oder will er es nicht? "Stress im Kopf", sagt Mehari immer wieder. Ist das dein Lied: Allein ... die Familie ... alles fremd ... Deutschland ... niemand hier ... bis alles sirrt und klirrt, chaotisch und laut? Er schreckt auf, will jemanden schlagen. Manchmal, ganz plötzlich, erzählt er einem Gambier, sei der Stress nicht nur im Kopf, sondern rutsche in den Körper. "Ein paar Minuten, dann ist er wieder weg".

22. November 2015, 1:14 Uhr. Polizeiinspektion Balingen. Notruf: Eine Person wurde soeben von ihrem Zimmergenossen körperlich angegriffen, bitte kommen! Beckstraße 5. Asylunterkunft. Um 1:22 Uhr treffen zwei Beamte am Tatort ein. "Blut wurde festgestellt", heißt es in der Akte. Der Täter: Mehari Beyan. Der Angegriffene: Sein Zimmergenosse. Mehari habe ihm unvermittelt ins Gesicht geschlagen, die Nase habe geblutet. Einige Stunden zuvor habe der Angreifer gerufen, "ich bringe euch um!", und die Wohnungstür der Eritreer eingetreten. Er habe auf die Toilette gemusst, aber die Mitbewohner hätten die Tür verriegelt. Um 2:01 ist der Einsatz beendet und Mehari freiwillig in Gewahrsam, "ich muss dort weg, von den anderen", habe er gesagt. In der Akte stehen die Delikte dieser Nacht: Sachbeschädigung, Körperverletzung, Drohung. Um sieben Uhr des Folgetags wird Mehari entlassen. Es kostet ihn 150 Euro, zu zahlen in Raten von 20 Euro. Mehari fliegt aus der Beckstraße raus und wird nach Hechingen verlegt.

Nur kurz darf er seine Sachen packen, verabschieden kann er sich nicht. Auch das Fahrrad bleibt zurück. Die "Aviona", eine Asylunterkunft mit etwa hundert Flüchtlingen, soll sein neues Zuhause werden. Er kennt hier niemanden, wahrscheinlich ist das besser so. Hier muss er keinem aus dem Weg gehen, denkt er, hier lacht keiner über ihn. Er geht wieder zur Schule. Er grüßt auf Deutsch und lächelt viel. Hier in Hechingen, einer gemütlich wirkenden Stadt mit altem Fachwerk, will er noch einmal neu anfangen.

Zwei Tage lang teilt er das neue Zimmer mit einem Gambier. Der will nicht, dass Mehari bleibt; es hatte sich rumgesprochen, der Eritreer sei ein "troublemaker". Auch die anderen in der "Aviona" meiden ihn. Wieder ist Mehari allein. Ohne Mitbewohner. Ohne Eritreer. Niemand, der seine Sprache spricht. Die Freunde aus der Beckstraße kommen ihn nicht besuchen. Canoine, der Flüchtlingshelfer aus Balingen, ging mehrmals hin, aber Mehari war nicht da. Auch Meharis Versuch, seine Freunde in der Beckstraße zu besuchen, missglückt: Die Heimleitung lässt ihn nicht hinein.

Mehari schnorrt. Essen, Kippen und Alkohol. Seinen Kühlschrank stellt er nicht an, lagert Hühnchen

und Bier bei den Gambiern. Hast du vielleicht nur einen Grund gesucht, um bei den anderen zu sein? Er provoziert. Er geht ins Zimmer nebenan um fernzusehen, stellt den Fernseher laut, sie sagen: "mach leise", Mehari dreht wieder auf. Sie schmeißen ihn raus. Er schlägt gegen die Wand, schreit herum, rennt unermüdlich um den Tisch.

"Alles kaputt, immer, immer", sagt der Mazedonier aus dem Nebenzimmer.

"Krank im Kopf", sagen fast alle, die ihn in Deutschland kennen.

Mitbewohner und Betreuer sagen: Mehari braucht Hilfe. In Balingen hatte sich sein Mitbewohner Amanuel an die Caritas gewendet. "Bringt nichts", sagt er, "die haben nichts gemacht". In Hechingen schickt ihn die Mitarbeiterin von der Caritas zu Refugio. Die Organisation bietet traumatisierten Flüchtlingen psychologische Hilfe an. Die Treffen sind wöchentlich, auf Englisch. Mehari spricht das nur gebrochen. Er geht nicht hin.

Die Situation ist vertrackt. Um ihm helfen zu können, hätte Mehari selbst ins Büro gehen müssen, weil Sachbearbeiter von der Caritas nicht in die Zimmer der Flüchtlinge dürfen, um mit ihnen zu reden. "Das ist für beide Seiten schwierig", sagt Thorsten Müller, Leiter des Rechts- und Ordnungsamts Balingen. Ob eine Therapie notwendig ist, entscheidet der Arzt. Den Termin müssen Flüchtlinge bei der Sozialbetreuung im Heim beantragen. In Balingen und Hechingen ist das die Caritas. Für jemanden, der die Sprache kaum spricht, ist das schwer. Oft läuft es dann so, sagt Müller: Der Betroffene geht ins Büro, sagt: krank im Kopf. Die Sachbearbeiterin fragt: Was hast du genau? Dem Flüchtling fehlen die Vokabeln, wieder sagt er: krank im Kopf. Sie vereinbart einen Arzttermin, dort spielt sich das gleiche Prozedere ab. Am Ende verschreibt der Arzt Aspirin.

Ende Dezember, der Winter ist mild. Mehari fehlt in der Schule; im Heim "Aviona" holt er nur noch seine Post ab. Sonst taucht er nicht auf. Einen Tag vor Heiligabend, die Ferien beginnen, fragt ein Gambier ihn, "fährst du weg?". Mehari murmelt etwas von München. Mehr nicht. Seitdem wird er in Hechingen nicht mehr gesehen.

In dieser Zeit telefoniert Mehari mit seinem Bruder in Israel, einem Großneffen am Chiemsee, seiner Cousine in London.

"Ich trinke zu viel", sagt Mehari zu seinem Bruder. Der sorgt sich.

"Es geht mir gut", sagt Mehari zu dem Großneffen. Der ahnt nichts.

"Ich will nach Äthiopien zurück", erzählt er der Cousine.

Dann hören sie nicht mehr von ihm.

Am 29. Dezember 2015 fährt Mehari von Stuttgart Richtung Hechingen. Eine eritreische Frau, 54, spricht ihn an. Er komme aus Ulm, sagt Mehari, wollte dort seinen Cousin besuchen, der war nicht da, also sei er umgekehrt. "Er kam mir einsam vor und war sehr dünn", sagt die Frau. Sie lädt ihn ein, sie irgendwann einmal zu besuchen. Aber man kann Mehari nicht mehr erreichen. Er habe kein Handy, sagt er. Weggeschmissen. "Sein Blick war ganz traurig", sagt die Frau. Sie ist die letzte, von der man weiß, dass sie mit ihm gesprochen hat.

Geltendorf ist ein ruhiger Ort. Hier sitzen Menschen mit dicken Bäuchen im "Alten Wirt", essen Schnitzel und trinken Bier. Die Kneipe neben dem Sportverein hat "Wir müssen den ausziehen, anfassen, abnehmen. Das ist ein Scheißgefühl, weil du einen Menschen da hast — kein Stück Fleisch — der starr ist, aber immer noch ein Mensch"

KRIMINALHAUPTKOMMISSAR (KHK) U. KÖRBER





"Das kann ich mir gar nicht vorstellen, wie man so überlebt, mit T-Shirt bei dieser Kälte?"

KURT GRÖGER



gerade dicht gemacht. Und am Bahnhof stehen jetzt Container, für "die Asylanten". In Geltendorf selbst wohnen keine Eritreer, in der Region aber leben viele. Keiner in den Heimen erkennt Mehari auf dem Foto. Was wolltest du in Geltendorf? Eine sichere Antwort wird es auf diese Frage nie geben. Aber Geltendorf hat eine Besonderheit: Es ist die Endstation der Münchener S4. "Da stranden oft Menschen, die alkoholisiert oder unter Drogen in der Bahn einschlafen", sagt der Notarzt, der später Meharis Tod feststellt.

"Der war hier", sagt ein Junkie am Münchener Hauptbahnhof, ein anderer erkennt ihn am Ohrring, "einer von den Spice-Niggern". Spice ist ein Spray, oft Tollkirsche drin, das man aufs Marihuana sprüht, erklärt einer, der damit Erfahrung hat. "Das Zeug macht verrückt, Halluzinationen und so."

Zehn Tage etwa vor Meharis Tod. Kurt Gröger sieht, wie ein Mann in den Wald geht, "ein Schwarzer". Mitten ins Dickicht. Es ist der Wald bei Geltendorf, Gröger geht Gassi mit seinem Hund. Der Rentner, 71, silbrig-grau die Haare, knochig der Körper, war selbst Flüchtling: nach dem Krieg aus Tschechien vertrieben. Als Kind spielte er viel draußen, auch später, "wenn die Jungs den Mädels nachgejagt sind, war ich im Wald". Fichtenstämme spielen ein Streifenspiel mit der Sonne und die Äste bilden ein dichtes Dach über dem moosigen Boden. Rechts vom Heuweg eine Wiese, Silageballen am Rand, ein Jägerstand am Ende, dahinter ein Maisfeld. Gröger wundert sich: Im Dickicht verliert sich hier doch keiner.

Eine Woche später, drei Tage vor Meharis Tod, es ist kalt geworden in Geltendorf, entdeckt Gröger einen Rucksack am Wiesenrand. Offen liegt er hinter den Heuballen unter der Eiche. Ein paar Schritte weiter findet er Kleidung und eine Decke, kaputt gefroren von der Winterkälte. Daneben sechs Fotos und eine Meldebescheinigung. Ein Flüchtling. Ach so, der will neue Papiere, deshalb schmeißt der den Rucksack weg, "das machen ja viele", denkt Gröger. Aber irgendwas kommt ihm komisch vor. "Gehaust muss der hier haben". Er sucht nach Spuren des Besitzers, findet nichts; keine Schlafstätte, keinen Hinweis. "Mir war, der wollt sich nirgends sehen lassen".

Einen Tag später, zwei Tage vor dem Tod, liegt der Rucksack noch da, die Klamotten rausgerissen wie am Vortag. Gröger ruft die Polizei, nicht zuständig, da bringt er den Rucksack zur Gemeinde.

Am Donnerstag, 28. Januar 2016 gegen neun Uhr morgens, die blaue Stunde ist erst kurz vorbei, stapft Gröger durchs Dickicht zu einer kleinen Lichtung, vielleicht kann er hier seine Bienenstöcke aufstellen? Da sieht er den Mann, der kürzlich in den Wald ging. Starr und stumm steht er da, die Arme am Körper, abwesend blickt der ins Gestrüpp. Ja, betet der denn? Denkt Gröger und will nicht stören. Er kehrt um. Aber am Mittag würde er wieder kommen. Dann würde er ihn ansprechen.

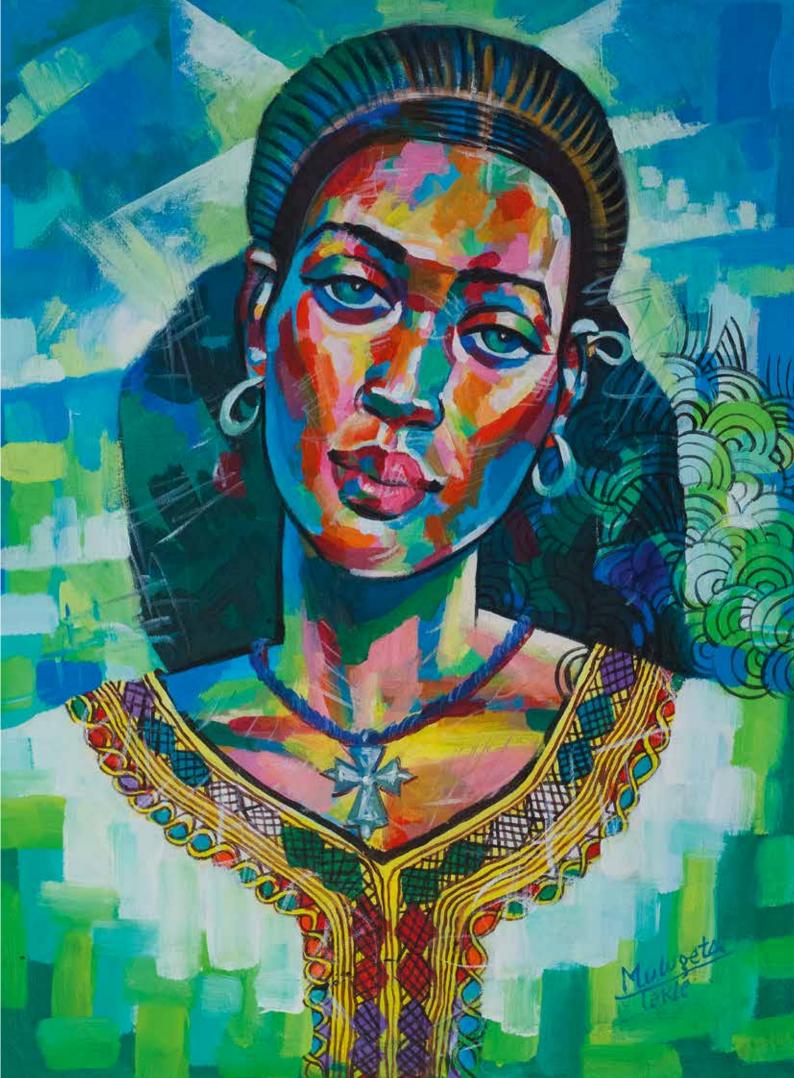
Du hast dir zum Sterben eine kleine Weide ausgesucht. An den dünnen Ästen bildeten sich schon die Knospen der Kätzchen. Dein letzter Blick muss in die Fichten gegangen sein.

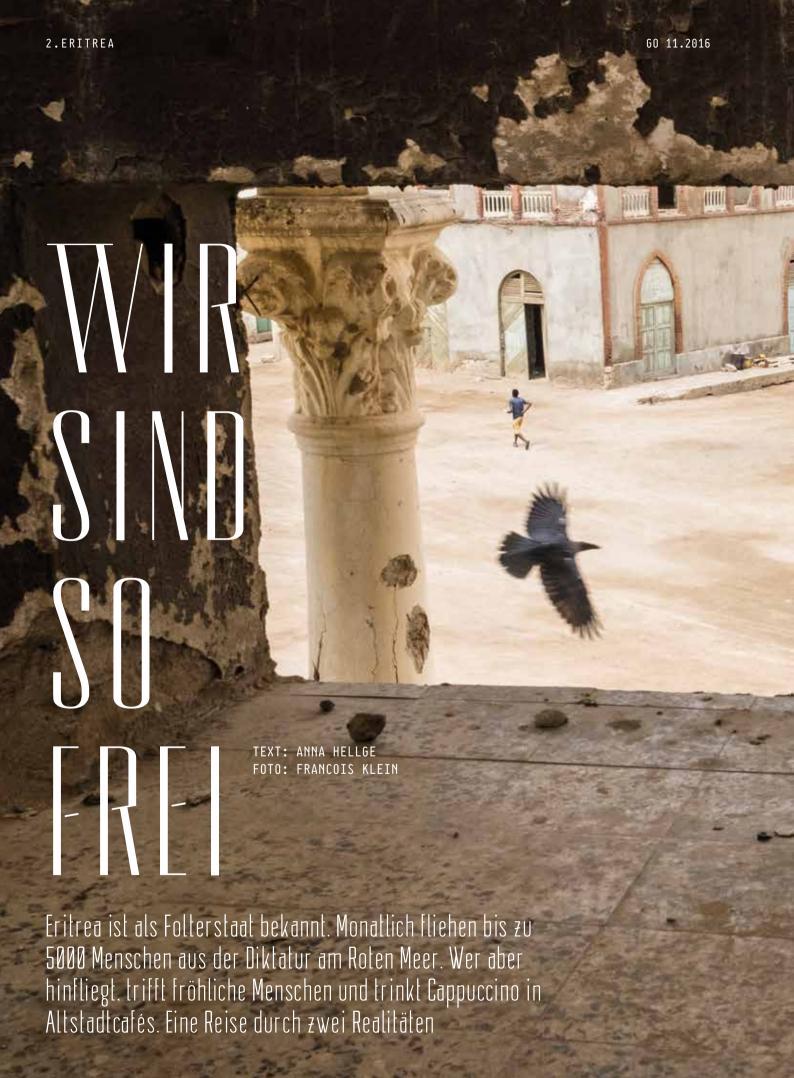
Den Todeszeitpunkt legt der Arzt auf 9 bis 13.30 Uhr fest. Die Kiefersperre ist eingetreten, die Leichenstarre noch nicht, verzeichnet das Protokoll. Die Schnur ist dünn, weiße Baumwolle mit eingewobenem blauen Faden, ein Strick, wie er hier in Scheunen zu finden ist. Mehrmals um den Ast gewickelt, die Schlinge provisorisch. An den Schuhen Reste von Borke und Moos. Drei Finger breit sind zwischen Fußspitzen und Boden. Den Spuren nach hat er den Kopf in die Schlaufe gelegt, nach den Ästen gegriffen, sich mit den Füßen am Stamm gesichert — und dann fallen lassen. Kein tiefer Fall. Kein schneller Tod durch Wirbelbruch. "Wahrscheinlich war es ein langsames Ersticken", sagt der Notarzt. "Wenn der gewollt hätte, hätte er noch 'nein' sagen können".

Notarzt und Polizei sehen die gruseligsten Tode, auch Selbstmorde. Dieser war anders. "Der hatte etwas würdevolles", sagt der Notarzt, "ein seltener Anblick". Fast friedlich habe Mehari ausgesehen, kein Schrecken im Gesicht, wie es sonst oft bei Selbstmördern sei. Sauber und modisch sei er gekleidet gewesen. Eine Mütze bedeckte den Kopf. Das Silberkreuz hing noch am Hals. Auf der Innenseite des Oberarms fand die Kripo ein Tattoo, drei Buchstaben, grünlich-schwarz auf der braunen Haut: GOD.



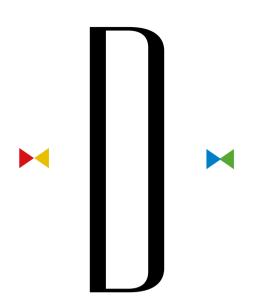
In Eritrea weinen Familie und Freunde vierzig Tage lang um einen Toten. In der Hechinger Schule steht Meharis Bild im Büro der stellvertretenden Schulleiterin







2.ERITREA GO 11.2016



Die Hölle ist frühmorgens noch angenehm kühl. Kinder verkaufen Kaktusfeigen am Straßenrand, ein Alter sitzt auf seinen Hacken und schnitzt Zahnputzhölzchen. Auf dem Boden liegt der Kopf einer Kuh. Wir schlendern entlang des Palmenboulevards durch die verschlafene Hauptstadt Asmara, freundliche Menschen winken uns zu: "Welcome to our peacy peacy country!", rufen sie und Schönheiten auf Plakatwänden verkünden: Ich bin stolz, Eritreerin zu sein.

Asmara sei die sicherste Stadt Afrikas, versichert man uns. Kein Diebstahl, keine Probleme. Auf 2400 Metern ist das Klima herrlich, die Menschen höflich und aus den Straßencafés dudelt fröhliche Musik. Den Süden der Stadt ziert das berühmte Fiat Tagliero-Gebäude, Kulturdenkmal und UNES-CO-Anwärter.

Dahinter, liest man, liegen Folterkammern.

Deutschland, zwei Monate zuvor

Kollegen, Freunde, sogar mein Arzt haben uns für wahnsinnig erklärt. "Was zum Teufel wollt ihr in Eritrea?" Die Diktatur am Roten Meer ist als Folterstaat bekannt. Die vereinten Nationen sprechen von bis zu 5000 Menschen monatlich, die vor Armut, Zwangsdienst und Überwachung fliehen. Eritreer, heißt es, kennen nur Angst. Nicht einmal im Exil wagen sie Kritik an Diktator Isayas Afewerki. Doch wer das Land besucht, trifft lachende Menschen, trinkt Cappucino in Altstadtcafés und kann zwischen Korallen im Roten Meer tauchen.

"Afewerki hat uns die Freiheit gebracht", jubeln die Eritreer. Im nächsten Moment raunen sie, dass ihre Brüder in den Folterkellern des Diktators verschwunden sind und bitten, niemals ihre Namen zu nennen. Wir wollen wissen, wovor die Menschen fliehen. Unsere Reise durch Eritrea wird zum Roadtrip durch ein Land, in dem Schönheit und Schrecken oft nur wenige Augenblicke voneinander entfernt liegen.

Tag 2: Keren

Mit dem Sonnenaufgang kurvt der Bus an Affenbrotbäumen und Papayaplantagen vorbei ins Tal. Wir wollen nach Keren, ein Städtchen drei Busstunden nordwestlich von Asmara. Ein paar Jungen spielen Messerwerfen am Straßenrand, die Hügelterrassen, erzählt unser Sitznachbar, waren früher äthiopische Armeestützpunkte.

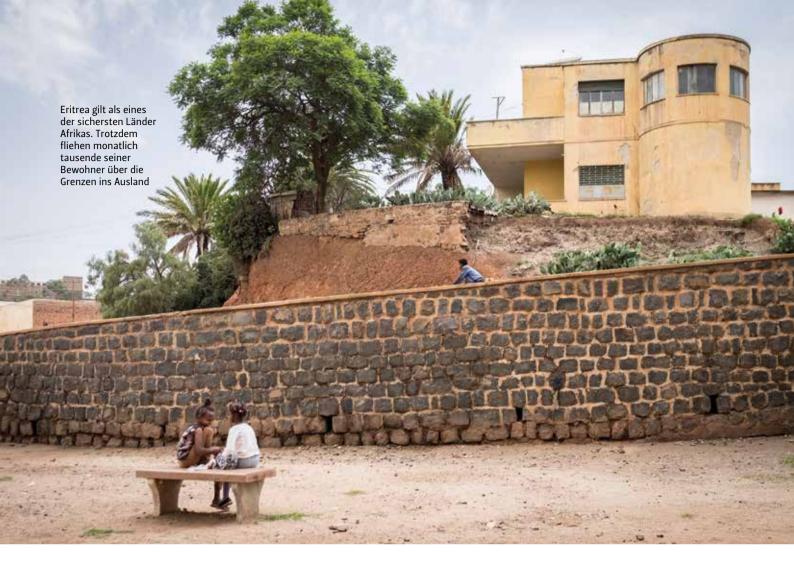
Angekommen in Keren nehmen wir uns das erstbeste Hotel, nur günstig soll es sein. Das heruntergekommene Gebäude hat eine Bar, also trinken wir Dosenbier zum Frühstück und drücken unsere Zigaretten in alten Thunfischdosen aus. An der Wand ein Britney-Spears-Poster, im Holzregal hinter der Theke mehrere Vorratspackungen Kondome à 145 Stück. "Warum?", frage ich eine Frau mit Goldzahn — "Na, weil das hier ein Puff ist!"

Die Zimmer sind einfach: schmale Betten mit losen Federn, ein kleiner Nachttisch, Fenster mit Eisenverschlägen, die immer geschlossen bleiben, wegen der Fliegen. An den Wänden Ornamente aus Ejakulat, in den Bettdecken Brandlöcher. Eine junge Sudanesin wäscht jeden Morgen das Sperma aus den Laken. 150 Nakfa bekommen die Frauen pro Stunde, erklärt uns die Wirtin. Zehn Euro. Das ist mehr als die meisten Eritreer verdienen. Für ihre Dienste verlassen sie ihre Dörfer. Wenn schon Anschaffen, dann dort, wo sie keiner kennt. Wir werden noch viele von ihnen treffen — denn vor allem nachts gehört dieses Land den Männern und Huren.

Tagsüber schlendern wir durch ausgetrocknete Flussbetten mit tristen Märkten. Ein Mädchen bietet fünf Lollis an, ein anderes ein paar Streichholzschachteln. Frauen verkaufen selbstgemachtes Waschmittel in Plastikflaschen. Es riecht nach Ingwer und Seife. In den Cafés entlang der Straße sitzen Männer mit Hüten und trinken einen Tee nach dem anderen. Sie lesen die Haddas, die einzige Zeitung des Landes. Manche benutzen sie als Sitzunterlage. Zu



Tagsüber trifft man die Männer in Teehäusern. Essen kann sich kaum einer leisten, der durchschnittliche Lohn beträgt umgerechnet 25 Euro







Kaffeezeremonie in einer Bar am Hafen von Massawa. Manche nennen Eritrea das Kuba Afrikas



Das Fiat-Tagliero-Gebäude wurde von dem italienischen Architekten Giuseppe Pettazzi entworfen. Es ist eines der wichtigsten Relikte der Kolonialzeit

etwas anderem, sagt einer, sei sie nicht zu gebrauchen.

Später am Tag findet auf den leeren Straßen von Keren ein Radrennen statt. Radsportler werden in Eritrea gefeiert wie Helden. Der Fotograf will die Siegerehrung aufnehmen, doch einem der anwesenden Männer gefällt das nicht. "Bilder zeigen", sagt er. "Alle". Was wir für eine Berechtigung hätten hier zu sein, will er wissen. Wir mögen bitte augenblicklich verschwinden. Erst kürzlich hätten sie hier einen Italiener kontrolliert, erzählt später ein Zuschauer. Der Mann habe nur Leid und Armut mit seiner Kamera dokumentiert. Er musste die Bilder löschen und ging für einen Tag ins Gefängnis.

Abends im Bordell

Die Neonlichter flirren; wir tanzen mit den Huren bis spät in die Nacht, bei Asmara-Gin und äthiopischen Evergreens. Äthiopien, war das nicht der Feind? Das Land, durch dessen Bedrohung der Präsident den ewigen Militärdienst bis heute rechtfertigt? "Ach was!", sagt die mit dem Goldzahn. "Wir lieben die Äthiopier."

Es gibt ein afrikanisches Sprichwort: "Wenn zwei Elefanten streiten, leidet das Gras." Kriege, sagt sie, führten doch immer nur die Machthaber. Nicht das Volk.

In der Frühe zieht dünnes Licht und eritreischer Pop durch den Türspalt. Goldzahn kehrt bereits die Kippen von den Fliesen und streut Popcorn über den Boden, das bringt Glück. Eine der Frauen, die Stimme wie alter Raucherhusten, spielt mit ihrem Kind; ein Spatz fällt tot vom Dach und Goldzahn wirft ihn auf den Müll. "Männer", sagt sie, "sind nutzlos und sowieso alle weg". Es bleibt keiner hier zum Heiraten. "Aber wenigstens die HIV-Raten sind zurückgegangen."

Ein Taxifahrer klopft an, kauft Taschentücher und Kondome und der Ruf des Muezzins schallt durch den Hof.

Tag 5: Zurück in der Hauptstadt

Asmara hat einen verwitterten Charme. An der Turmuhr der orthodoxen Kirche fehlen die Zeiger und im Cinema Impero läuft ein amerikanischer Tanzfilm aus dem Jahre 1999. Das Botschaftsviertel der Stadt schmücken italienische Kolonialbauten. Sprechen die Asmarinos von Bella Italia, klingt das wie der Name einer Jugendliebe, schon lange fort, doch immer noch Anlass wohliger Schauer. "Ist sie nicht schön, unsere Stadt?", fragt uns ein Bewohner. "Sind wir nicht frei?"

"Die Illusion, die uns verherrlicht, ist uns lieber als zehntausend Wahrheiten", schrieb der russische Schriftsteller Alexander Puschkin – dessen Ur-Großvater aus Eritrea stammte. Aber auch über Romantiker bricht irgendwann die Wirklichkeit herein. CNN, BBC und Al Jazeera bringen den Aufschwung der Anderen in die Wohnzimmer, Bars und Cafés und abends löst das süffige Asmara-Bier die Zungen der angeblich so schweigsamen Eritreer: "Jeder hat Verwandte im Ausland, jedes Dorf einen Fernseher", erzählt ein Student im Schutz lauter Musik. "Die Leute sagen: Besser ein Hund in Europa als hier ein Mensch."

Tag 6: Auf der Straße nach Massawa

Die Tourismusbehörde, bei der wir jede Reise außerhalb der Hauptstadt genehmigen lassen müssen, hat uns verboten mit Bussen zu fahren. Also mieten wir einen alten Toyota. Der Mechaniker, der noch ein paar Schrauben festzieht, erwähnt beiläufig, dass er sich seit Jahren vor dem Militärdienst versteckt hält. Seine Familie existiere somit offiziell nicht, seine Kinder werden niemals zur Schule gehen.

Es sind 155 Kilometer und drei Klimazonen bis ans Rote Meer. An den Militär-Checkpoints hinter Asmara werden wir nicht kontrolliert. Platzregen setzt ein. Der Fotograf fährt und da sein Scheibenwischer keine Scheiben wischt, rufe ich ihm die Hindernisse zu. Esel! Hund! Kind! Und die Kinder rufen zurück: China! Chinesen gab es hier früher viele, dank guter Handelsbeziehungen - es sind die einzigen Ausländer, die sie kennen.

In dichtem Nebel fahren wir auf verschlungenen Straßen vorbei an kleinen Wasserfällen und endlosem Grün. Wir jagen Affen und Zebus von der Fahrbahn und trinken süßen Tee mit jungen Soldaten in Sandalen. Der Laubwald weicht bald einer Ebene mit karstigem Boden und biblischen Dornbüschen und das Autoradio spielt nur einen Sender, Koransuren auf FM 97,2. Der Singsang ist der perfekte Soundt-

...Die Illusion, die uns verherrlicht. ist uns lieber als zehntausend Wahrheiten"

ALEXANDER SERGEJEWITSCH PUSCHKIN

rack zu dieser kargen Kulisse. Als wir spätabends ein kleines Dorf erreichen, scheppert Tigrinya-Pop aus einem alten Kassettenrekorder. Der Araki fließt und die Frauen tanzen mit lauten "lulululu"-Rufen um einen Balken inmitten einer Basthütte. Im Nu sind wir eingeladen - heute Abend gibt es Grund zum Feiern: Die Schüler der elften Klasse reisen morgen früh nach Sawa, ins Militärcamp.

Amnesty International dokumentiert Fälle von sexuellen Übergriffen in diesen Camps, der UN-Bericht beschreibt Gewalt an Männern und Frauen durch Ausbilder. Geflohene erzählen von Foltermethoden, bei denen Gefangene an Armen an einem Baum aufgehängt werden, bis die Blutzufuhr stoppt und jetzt feiern sie hier eine Party? Wir freunden uns mit ein paar Jungs in Camouflage-Hosen an.

"Gibt es dort Vergewaltigungen?", frage ich. "Gibt es dort Folter?"

"Ja."

"Und Gefängnisse?"

In Sawa, erklären sie, wird drei Monate lang gedrillt, geschossen, aber auch studiert. Wer dorthin geht, verlässt meist das erste Mal sein Dorf, verbringt ein Jahr unter Gleichaltrigen und darf später sogar an die Hochschule - vorausgesetzt er macht einen guten Abschluss. Für die Schüler ist das Camp die erste Prise Unabhängigkeit. "In Sawa habe ich zu mir selbst



Die Sheikh Hanafi Moschee auf Massawa Island ist eine der ältesten in Afrika. Kaum einer kommt zum Gebet, der Imam schläft bei offenem Koran







In Eritrea gilt Schulpflicht. Wer abbricht, wird zum Militär eingezogen. Bald sind auch diese Jungen Soldaten – oder auf der Flucht

Kaum eine Familie in Eritrea ist noch intakt. Mehari floh schon als Jugendlicher, um dem Militärdienst zu entkommen. Seine sechs Geschwister taten es ihm gleich. Nur die Eltern leben heute noch in Eritrea.

gefunden", schreibt eine Absolventin im staatlichen Propagandablatt.

Weit nach Mitternacht liegen wir auf geflochtenen Matten unter freiem Himmel. Der Kassettenrecorder dröhnt noch immer. Um vier Uhr früh kommen die Busse. Abschiedsszenen vor geöffneten Fahrzeugfenstern, kleine Geschenke werden ins Innere gereicht — Kämme, Kaugummis — Hände abgeklatscht, gehupt, gejubelt, als gelte es, die Nationalmannschaft zu verabschieden. Der Konvoi fährt ab und die Musik verstummt. Die jüngeren Schüler schauen ihnen noch lange nach. "Hast du die Angst in ihren Augen gesehen?", fragt mich der Fotograf. Aber war es Angst? Oder doch eher Abschiedsschmerz? Wir wissen es nicht.

Tag 7: Der Morgen danach

Morgens um sechs, als es zum Schlafen zu heiß wird, wandern wir vorbei an Wassermelonen und abgeschlagenen Ziegenbeinen zum Schuppen, in dem wir gestern Abend tanzten. Eine Frau reicht uns Kaffee mit gemahlenem Ingwer. "Nicht alles hier ist schlecht", erklärt ein junger Englischlehrer. "Wir lieben unser Land und wollen es verteidigen. Ein Jahr Dienst am Staat — was ist das schon, wenn wir dafür umsonst studieren können?" Der Lehrer lädt uns ein, noch eine Nacht zu bleiben, zu reden, aber ein Alter mit Turban geht dazwischen. "Wir würden euch gerne beherbergen", lässt er übersetzen, "aber Ausländer im Dorf erregen Aufmerksamkeit." Aufmerksamkeit ist nicht gut.

"Armut, Folter, Vergewaltigung — wer denkt sich denn sowas aus?"

EXIL-ERITREER AM STRAND VON GURGUSUM

Die meisten Männer, mit denen wir sprechen, haben studiert, aber kaum einer arbeitet in seinem Beruf. Stattdessen werden sie Lehrer. Sie diskutieren Demokratisierung und politische Systeme. Sie erörtern die Französische Revolution und ihre Folgen, sie sprechen von Umbruch und Widerstand, aber sie sprechen in Halbsätzen. "Wir wollen Veränderung", sagt der Lehrer, "aber wir rühren keinen Finger. Wir haben gesehen, wohin dieser Kampf führt."

25 Jahre "Unabhängigkeit" — es ist das kollektive Gedächtnis einer resignierten Generation. Sie kennen die Geschichten der Alten, die bereit waren, ihr Leben für ihr Land zu geben und am Ende nichts davon hatten. Sie kämpften für ihre Freiheit, aber bekamen einen Diktator und nun wartet ein ganzes Land in Teehäusern und Trinkstuben und keiner weiß worauf. Hilfe, sagen sie, kann nur von außen kommen. Gewiss, man bräuchte eine Revolution, aber die Diaspora ist gespalten, in Mittellose und Phantasten und sowieso: Erst mal einen Kaffee. Gott und viel Zucker werden es schon richten.

Gurgusum

Am meisten lieben diejenigen ihr Land, die nicht in ihm leben; Menschen, die wir am Sandstrand von Gurgusum treffen, dem Paradies der Exil-Eritreer am Roten Meer. Elegante Frauen posen vor Palmen, Teenager reiten auf Kamelen, gepiercte Mädchen dümpeln auf pinken Luftmatratzen im Meer. "Ist es nicht schön, unser Land?", fragen sie uns. Männer, Frauen und Kinder, die erschüttert über die schlechte Presse ihrer Heimat sind. "Armut, Folter, Vergewaltigung — wer denkt sich denn sowas aus?"

Sie kommen aus Deutschland, Schweden und Italien. Ihre Sommerferien verbringen sie in klimatisierten Bungalows mit Meerblick und prosten auf die Unabhängigkeit. Kein Einheimischer könnte sich diesen Luxus leisten. Für 100 Nakfa, den Preis von drei Mahlzeiten, mietet die Diaspora eine Liege unter Dattelpalmen. Sie trinken Bier, essen Burger und beschweren sich über den schlechten Service.

Das Modern Hotel

Am Abend brechen wir nach Massawa Island auf, das alte Hafenviertel. Wir quartieren uns im Modern Hotel ein, an dem schon lang nichts mehr modern ist. Einst war es ein ottomanischer Prachtbau, aber die Zimmer sind Brutkästen, verfügen weder über Strom noch Fenster. Der Besitzer stellt uns zwei Betten aufs Dach. Im Gang wartet ein halbvoller Kondomspender auf Seemänner, die nicht mehr kommen und eine junge Frau entstaubt jeden Morgen die Betten, als beginne bald eine Zeit, die dem Laden wieder Leben einhaucht.

Massawa galt einst als Perle des Roten Meeres. Myrrhe, Giraffen und Sklaven wurden hier verschifft. Die Hafenstadt florierte unter Türken, Arabern und Portugiesen, wurde Landeshauptstadt unter italienischer Kolonialherrschaft, aber während des Unabhängigkeitskrieges trafen die äthiopischen Luftangriffe das Wirtschaftszentrum mitten ins Herz. In den Ruinen der großen Handelshäuser stecken noch heute Schrapnellsplitter.

2.ERITREA GO 11.2016

"Wenn es nichts mehr zu essen gibt, wird Menschlichkeit zum Privileg. Also schließt euer Auto ab."

JUNGER MANN IN DER KNEIPE

Nur ein paar einsame Hafenhuren harren in den engen Gassen der Altstadt aus, dazu verschlagene Gestalten, wie Zeki. Zähne wie ein Haifisch, Englisch wie ein Seeräuber, aber er erzählt gern und viel — und so sitzen wir zusammen, Zigarette um Zigarette, und Zeki spuckt nach jedem Satz in den Staub. Früher legten hier große Schiffe an, sagt er. Türken und Filipinos, die ihn ihre Sprachen lehrten und Jemeniten, bei denen zu Hause die Bordelle rar und die Frauen verschleiert sind. Aber die Zeiten der großen Geschäfte sind passé. Autarkie lautet das Credo Isayas Afewerkis — auch wenn das bedeutet, dass das kleine Land auf Gold-, Silber- und Zinkminen sitzt, die es nicht abbauen kann.

Am meisten merken das die Huren, sagt Zeki. Die Schönsten von ihnen hätten schon lange mit Seemännern das Land verlassen. Frauen, die bleiben, verdienen in einer guten Nacht hundert Dollar, die sie nicht eintauschen können. Sie würden sich verdächtig machen: Mehr als umgerechnet zweihundert Euro darf niemand in Eritrea in der Tasche haben. Im vergangenen Jahr hat die Regierung die Währung ausgetauscht. Zu diesem Zeitpunkt gab es auf dem Schwarzmarkt 65 Nakfa für einen Dollar, offiziell waren es nur 15. Der Schwarzhandel mit Devisen boomt. "Das machen alle", sagt Zeki, und erzählt, wie sie ihn einmal verhaftet hätten. Die Beamten



Der "Widerstandspark" in der Nähe von Asmara soll die schönen Seite des Landes zeigen. Nächstes Jahr ist er fertig

hätten ihn geschlagen — aber nachweisen konnten sie ihm nichts. Jetzt sitzt er wieder hier, beim fünften Drink, und plant die Flucht, die er Picknick nennt.

Es ist Nacht geworden und die Stadt erwacht zu Jennifer Lopez und amharischem Disco-Funk. Die Generatoren halten der Hitze des Tages nicht stand, aber jetzt ist das alte Fernsehgerät in der Lobby wieder angesprungen. Es berichtet von steigenden Instagram-Aktien, in diesem Land ohne Internet, und die Huren tanzen Coco Jambo.

Tag 8: Armut

Wir sind zur Kaffeezeremonie eingeladen. Die Kinder sind verrotzt, auf ihren Wangen sitzen Fliegen, eine Mutter trägt wulstige Narben an Brust und Schulter. "Boyfriend", sagt sie. Das Rösten der Bohnen in der kleinen Aluminiumpfanne kratzt an der Mittagsstille und eine Alte kratzt sich die Hitzebläschen auf. Zwei Filipinos haben sich beim Landgang verirrt. Die Frauen versuchen sie mit Bier und halbentblößten Brüsten zum Bleiben zu überreden, aber die Männer haben anderes im Sinn.

Die Frauen kaufen eine einzelne Zigarette, die wir abwechselnd rauchen und die Wulstnarbige, die ihren Namen mit geschmolzenem Plastik auf den Arm tätowiert hat, besitzt eine Münzsammlung in ihrem Bretterverschlag. Klimpernde Schätze aus einer Welt, die sie nicht kennt, getauscht gegen Blowjobs. Sie fächert den Kaffeeduft durch die Gasse und zieht dem Jüngsten mit den Fingern den Rotz aus der Nase. Der Rauch der Bohnen soll böse Geister vertreiben.

Zurück auf der Straße

Wir verlassen diesen Hitzekessel und fahren von Dorf zu Dorf zurück in die Hauptstadt. Die Themen entlang der Straße: Sex, Alkohol und Europapolitik. Die Männer lieben Angela Merkel, aber kritisieren die lange Dauer der Asylverfahren. Irgendwann dann die obligatorische Frage: "Wie gefällt dir dieses Land?" Die Antwort: "Toll hier! Die Menschen sind fantastisch."

Einer dieser Fantastischen starrt mich an und legt mir dir Hand aufs Knie. "Zeig mir mal deine Tasche. Hast Du ein Aufnahmegerät dabei? Das sollte jetzt lieber niemand hören." Dann ist er wieder da, dieser Konflikt, der uns schon seit Tagen umtreibt. "Wie kannst du dieses Land nur als schön bezeichnen! Wir haben hier rein gar nichts! Weder Frieden noch Freiheit. Wir sind barya — wie sagt man?" — "Sklaven", hilft ein Freund.

"Dieser Mann", er zeigt auf einen Lehrer, "verdient keine 30 Dollar im Monat. Wie soll er damit überleben? Seine Kinder ernähren? Ja, vielleicht ist es hübsch an der Oberfläche, warum glaubst du, darfst du nirgends hinreisen? Ihr dürft ein paar ausgewählte schöne Orte sehen, damit ihr zurückgeht und verkündet, wie toll dieses Land ist." Die Stimme des Mannes wird ruhiger. "Es stimmt, die Menschen hier in Eritrea sind gute Menschen", sagt er. "Offen, tolerant, höflich — besonders zu Gästen. Früher hättet ihr hier keine Wertsachen wegsperren müssen, keine Hoteltür verriegeln. Aber die Zeiten ändern sich.



Wenn es nichts mehr zu essen gibt, wird Menschlichkeit zum Privileg. Also schließt euer Auto ab."

Tag 12: Angst

Männer in Zivil wollen jetzt mehrmals am Tag unsere Pässe sehen. Menschen flüstern uns Dinge zu und werden sogleich weggezogen, wie die Frau, die Geld für ihren Sohn im Gefängnis sammelt. Wir werden zu Spaziergängen eingeladen, weit weg von den Ohren der Dörfer. Politik, die Regierung, Probleme – über so etwas sprechen sie untereinander schon lange nicht mehr. "Jeder", sagen sie, "könnte ein Spitzel sein. Deine Nachbarin, dein Freund, dein Bruder …"

In der Nacht gibt es Ärger an der Hotelbar. Ein Säufer am Krückstock ist nicht begeistert über unsere Anwesenheit. Jeder wolle diesem Land nur Böses – und überhaupt: "Wer seid ihr? Was wollt ihr hier?" Er rufe die Polizei. Wir brauchen zwei Stunden und viele Flaschen Bier, bis wir mit ihm auf Bruderschaft trinken. Im Hotelzimmer beginnen wir zu flüstern. Bei der Kaffeezeremonie am nächsten Morgen sitzen plötzlich drei Polizisten mit am Tisch. Die Beamten nehmen Daten und Abflugzeiten auf und sagen dann: "Dies ist ein freies Land. Trinkt euren Kaffee und dann geht."

Auf Asmaras Straßen erscheint die Angst in Gummilatschen, vier Nummern zu groß. Ein Mann mit blau lackierten Fingernägeln beschwört unsichtbare Mächte, ein anderer spricht mit sich selbst und fällt mich mitten auf der Straße an. Er umklammert meine Handgelenke und fleht "Please! Take me to America!" Denn der Feind lauere überall und wolle ihn noch heute Nacht holen. Sie sabbern von Krieg und Gefängnis, ihre Augen sind leer.

Psychische Erkrankungen, steht im UN-Bericht über Eritrea, seien oft eine direkte Folge von Folter und unmenschlichen Haftbedingungen. In Asmara begegnet man vielen Verwirrten.

Tag 14: Adi Halo

Vierzig Kilometer vor der Hauptstadt lässt sich Isayas Afewerki ein Denkmal bauen. Den "Park des Widerstands". Die Straße dorthin ist noch auf keiner Karte verzeichnet — doch es gibt bereits Holzfabriken, Metallwerke und einen Staudamm, 43 Meter hoch. Der Präsident lässt Mango- und Zitronenbäume pflanzen. Ein junger Mann führt täglich über das Gelände, bezahlt wird er dafür nicht. Er ist im "National Service". "Ist das nicht fantastisch?", sagt ein eritreischer Urlauber aus Schweden. "Der arbeitet umsonst — so sehr liebt er unser Land!"

An der Staumauer zeigen zwei Ölgemälde den fertigen Park. Springbrunnen, Rosenstöcke, glückliche Menschen; Schwangere, Kinder und Rollstuhlfahrer. In der Mitte ein Palast, davor ein Blumenbeet in Herzform. Christen und Muslime steht darin — one love. Auf dem Bild wirkt Eritrea wie das Paradies. Daneben steht ein Soldat mit Kalaschnikow.



Feindes Land

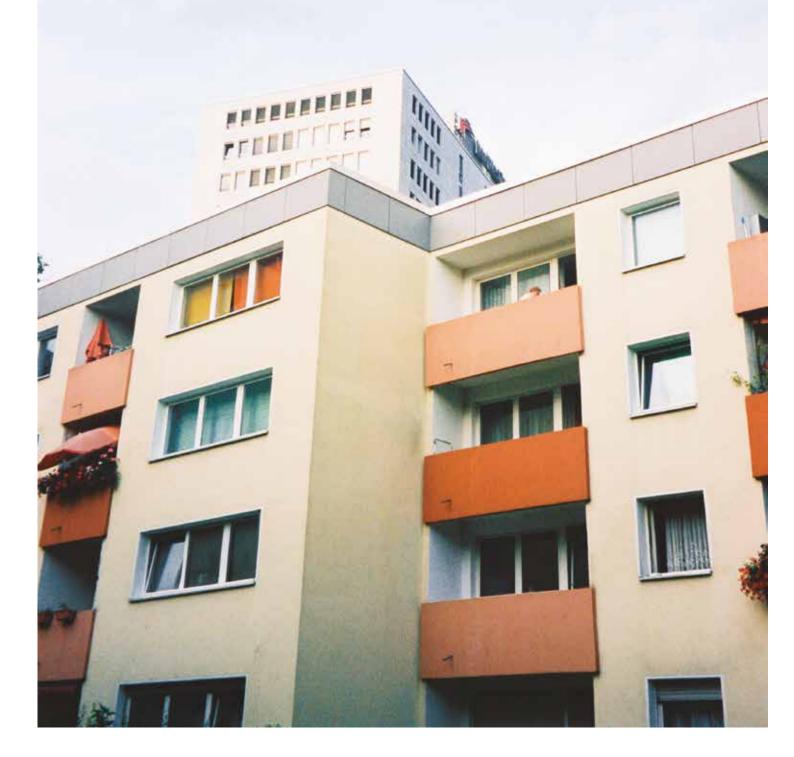
TEXT: NORA GOHLKE FOTO: PAUL LEHR

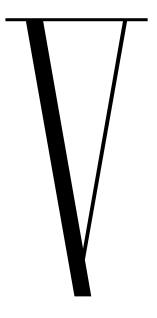


Die Stirn gerunzelt, die Augen zusammengekniffen: Selams Misstrauen richtet sich gegen die eigenen Landsleute



In ihrer Jugend lebten sie unter Rebellen: Bei der Eritreischen Befreiungsfront kämpfte Selam und sang Almaz gegen die äthiopischen Besatzer. Heute, fast vierzig Jahre später, leben beide in Frankfurt und gehören verfeindeten politischen Lagern an. Die Geschichte einer Entzweiung





Vor der Haustür von Selam Habtemicael lebt der Feind. Er lauert nicht mehr in Schützengräben und feuert Salven auf sie ab. Er trägt Einkaufstüten an ihrem Balkon vorbei. Selam runzelt die Stirn, als sie ihre Nachbarin sieht. "Spionin", sagt sie und blickt ihr böse hinterher. Die Frau arbeite seit mehr als zwanzig Jahren für die Regierung.

Selam ist eine eritreische Befreiungskämpferin. Bis heute. Sie sagt: "Die sind über hundert und wir sind nur sechs hier im Viertel."

"Die", damit meint sie die Anhänger der Regierung ihrer Heimat Eritrea, "Pro-Diktator". Und alle anderen, die ihre politische Meinung zurückhalten, meist aus Angst.

"Wir", das ist die Opposition, "Anti-Diktator". Selams Feinde, das sind Landsleute, ihre Nachbarn in der Frankfurter Wohnsiedlung Nordweststadt. Die Fronten sind noch da. Auch wenn man sie nicht sieht.

Ungefähr eine Million Eritreer sind aus ihrem Land geflohen. Wie viele von ihnen nach Deutschland kamen, weiß man nicht genau. Allein in den letzten fünf Jahren haben knapp 40 000 Eritreer einen Asylantrag gestellt. Die meisten von ihnen leben in Frankfurt. Sie kommen aus einem Land, sind aber in zwei Lager gespalten. Die einen unterstützen die Regierung und sehen in ihrem Präsidenten Isayas Afewerki einen Befreier. Die anderen halten ihn für einen Despoten und wollen ihn stürzen. Der Konflikt trennt Nachbarn, Freunde, Familien.

Selam röstet Kaffeebohnen. Sie hat dafür einen Camping-Gaskocher zwischen die Katalogmöbel ihres Wohnzimmers gestellt. Drei ihrer Nachbarn seien unter seltsamen Umständen gestorben. Zwei einfach nachts im Schlaf, sagt Selam. "Alle Anti-Diktator." Für die Kaffeezeremonie hat sie sich ein weißes, langes Leinenkleid über Sweatshirt und Jogginghose gezogen. Ihre Stirn ist glatt. Nur wenige Falten um die Augen verraten, dass sie Mitte fünfzig ist.

Die Bohnen knacken in der Alupfanne. Aromatischer Rauch steigt auf. Plötzlich springt der Feuermelder an. In aller Seelenruhe steht Selam auf und wedelt gelassen mit einem Bastuntersetzer, bis der

Alarm verstummt. Gegen den Rauch kann sie etwas tun. Aber die unsichtbare Bedrohung, die sie jeden Tag spürt, die Angst vor Spitzeln der Regierung, die Sorge um ihre Familie in Deutschland und die Verwandten in Eritrea, all das kann sie nicht wegwedeln. Obwohl sie es seit 25 Jahren versucht.

Die meisten öffentlichen Treffpunkte der Eritreer finden sich in Frankfurts Zentrum. Männer und Frauen mit hohen Wangenknochen und dunkel gelocktem Haar sitzen in Cafés des Bahnhofsviertels. Sie trinken Bier, Espresso und schwarzen Tee, essen Injera, ostafrikanisches Fladenbrot, reißen Stücke davon ab und greifen damit Fleisch, Salat, Gemüse. Wie in Eritrea. Aber Selam mag diese Gegend nicht. "Zu viele Pro-Regierungsleute."

"African Queen" heißt ein Restaurant an einer stark befahrenen Kreuzung, drei Minuten zu Fuß vom Bahnhof entfernt. "Du kannst gern reingucken", sagt ein Freund von Selam über den Lärm hinweg, "ich bleibe hier". Es sind nur wenige Meter bis zur Eingangstür. Für ihn sind sie unüberwindbar.

Eine zierliche Frau, Ende vierzig, hantiert hinter der Theke. Es riecht nach frischem Kaffee, Knoblauch und Berbere, der scharfen eritreischen Gewürzmischung. Die Wirtin trägt Stoffbänder am Handgelenk, darauf der Slogan: "Sieg den Massen!" Viele ihrer Gäste haben das gleiche Band. Neben dem Eingang hängt ein Porträt von Isayas Afewerki. Nur heißt er hier nicht "Diktator", sondern "Präsident".

Das African Queen ist eng mit der Geschichte Eritreas verbunden, erzählt die Wirtin. Ab 1961 kämpften eritreische Separatisten gegen die äthiopische Armee um die Unabhängigkeit ihres Landes. Zehn Jahre später kam es zum Bürgerkrieg zwischen den Rebellen. Von der "Eritreischen Befreiungsfront" (ELF), den Guerillas der ersten Stunde, spaltete sich eine neue Gruppierung ab und fügte dem Kürzel der Muttergruppe kurzerhand einen Buchstaben hinzu: EPLF ("Eritreische Volksbefreiungsfront").

Eine Rebellin pflegt ihre Füße. Früher marschierte Selam an die Front, heute geht sie auf Demonstrationen gegen die eritreische Regierung





Ihre Feinde sieht sie täglich an ihrem Balkon vorbeilaufen. "Das macht mein Leben kaputt"



Seit 31 Jahren lebt Selam in Deutschland. Von ihrer eigenen Schwester wird sie als "Teufelin" bezeichnet. "Ja, was soll sie auch sagen? Sie lebt in Eritrea"

Ihr Anführer hieß Isayas Afewerki, heutiger Chef der einzigen Partei des Landes. Die jüngere Rebellengruppe vertrieb die ältere in den Sudan und gewann 1991 den Krieg gegen Äthiopien. Das African Queen wurde vor mehr als dreißig Jahren von EPLF-Unterstützern eröffnet, einen Teil der Einnahmen schickten sie in die Heimat. Heute ist das Restaurant ein Treffpunkt für die Anhänger der Regierung.

Auf die Frage, ob sie die Sängerin Almaz Yohannes sei, zeigt sich die Wirtin geschmeichelt und lächelt kurz. Dann legt sich ein Schatten über ihr Gesicht. "Wie sind Sie auf mich gekommen?", fragt sie. Denn auch die Regierungstreuen sind misstrauisch. Gegenüber der Opposition und ihren Verbündeten — die westlichen Mächte und die Presse. Erst vor kurzem hat sie einem bekannten Oppositionellen Hausverbot erteilt. Leute wie er brächten nur Probleme und dann kämen andere Gäste nicht mehr.

Sie sei keine Politikerin, dafür aber Realistin. Die Oppositionellen, das seien Träumer. "Das Land war leer. Kaputt! Kaputt! Jeder, der kommt, macht Eritrea kaputt." Damit meint sie die Besatzer der letzten hundert Jahre: die italienischen Kolonialherren, die britischen Verwalter und die äthiopischen Unterdrücker. Ihr Land brauche Zeit. Und eine starke, zentrale Macht, die es aufbaue. Dafür überweist Almaz, wie viele andere Exil-Eritreer, zwei Prozent ihres Einkommens an die Regierung. Devisen, von denen nur das Regime weiß, wofür sie verwendet werden.

Selam Habtemicael schickt stattdessen Geld an ihre Schwester in Eritrea. In ihrem Wohnzimmer steht ein Couchtisch. Eine Glasplatte auf drei breiten Plastikpfeilern, zusammen tragen sie das Gewicht. Selam wünscht sich das Gleiche für ihr Land: verteilte Lasten, geteilte Gewalt — das demokratische Prinzip. Das Eritrea, für das sie kämpft, ist ein freies Land, keine Diktatur, die ihre Spitzel bis nach Europa schickt. Ein Land, in dem die Jugendlichen nicht versklavt werden, sondern studieren oder eine Ausbildung machen. Wo sie heiraten und Kinder bekommen können, wann und wo sie möchten. "Das richtige Leben, wie ich lebe."

Almaz Yohannes sagt: Eine Demokratie kann nicht von heute auf morgen wachsen. Gäbe es jetzt freie Wahlen, dann wären die nur Show. Sie spielt damit auf Äthiopien an, wo die Regierungspartei bei den Parlamentswahlen im vergangenen Jahr hundert Prozent bekam – und zuvor Oppositionelle und kritische Journalisten verhaften ließ. "Unsere Regierung hat schon viel geleistet: in Schulen, Krankenhäuser, Straßen und Bewässerungskanäle investiert." Almaz schäumt Milch auf, schreit gegen die fauchende Maschine an: "Für mich ist es ein Wunder, was wir bisher erreicht haben!"

Drei von Selams Nachbarn sind unter seltsamen Umständen gestorben. Zwei einfach nachts im Schlaf. "Alle Anti-Diktator"





Über ihr eigenes Porträt hat Almaz ihr Lieblingsbild von Isayas Afwerki gehängt. Es zeigt den Präsidenten, wie sie ihn gern sieht: auf dem Land, bei seinem



Ab neun ist Almaz auf den Beinen, egal wie spät es am Abend wurde. Auf ihrer Einkaufsrunde trifft sie an jeder Ecke Bekannte

So wie Selam versucht, die Bedrohung aus ihrem Leben zu wedeln, will Almaz die Zweifler übertönen.

Ein kehliges "Heyyyy" rollt in das Restaurant. Ghezai, ein fülliger älterer Herr, tritt ein. Er ist ein guter Freund von Almaz und ehemaliger Schulkamerad des Präsidenten. Das weiß hier jeder. "Eritrea ist ein einzigartiges Land in Afrika." Neun Stämme, Christen und Muslime, vier verschiedene Klimazonen, zwei Häfen, mehr als dreihundert Inseln. "INSELN!", betont er, als gäbe es die nur in seiner Heimat.

"UND LASAGNE!" In Eritrea schmecke sie besser als bei den Italienern. Ein breites Lächeln, sein Schnurrbart wackelt fröhlich. Die Propaganda der westlichen Mächte behaupte, das Paradies liege außerhalb von Eritrea. Nur deshalb würden so viele fliehen. "Das sind dreckige politische Spiele." Er beginnt eine Melodie zu pfeifen, schiebt die Oberlippe vor, zieht den Ton in die Länge, bis er ganz weich, ganz tief wird, und lässt die Laute zwischen seinen Lippen schwingen. Er ruft, lockt, verführt: "Nur wenn ihr hinfahrt, werdet ihr es glauben."

Im Fernsehen laufen die Nachrichten des Staatssenders "Eri-TV", Almaz stellt den Ton laut. "Look, look, look!", ruft ihr Freund und zeigt auf den Bildschirm. Ein Augenarzt, der Kranke heilt, sauberes Wasser in Gegenden, wo es vorher nur dreckiges gab. "FANTASTIC PURE WATER!" Ghezai sagt, dass er nicht für die Regierung arbeite. Aber wenn jemand seinem Land etwas Schlechtes wolle, dann sei es seine Pflicht, Bericht zu erstatten. Ein Spitzel also? "No." Denn die arbeiten im Verborgenen. "Ich bin ein Botschafter."

Er pfeift und hält die Hände hinter seine Ohren. Als würde er nach Schritten lauschen, die seinem Ruf folgen.

Almaz serviert Tee und Bier, springt einem Landsmann hinterher, fragt ihn, warum er so lange nicht bei ihr war. Ihr Zimmer, das auf derselben Etage des Restaurants liegt, sieht aus, als hätte sie nach ihrem Einzug vor zweieinhalb Jahren nur kurz das Gepäck abgestellt: die Wände kahl, Kleidung verstreut, überall Reisekoffer, teils eigene, teils von Verwandten, die aus Eritrea zu Besuch sind. Almaz kümmert sich um ihre Leute — solange die nichts gegen ihre Regierung sagen.

In ihrer Heimat wurde Almaz Yohannes mit einem Lied berühmt, das sie während des Kriegs sang: "Agawegahta". Jeder kannte es, es wurde zum Durchhalteschlager der Rebellen und handelt vom dunkelsten Moment der Nacht, kurz vor der Morgenröte. Ihre Geschichte hat sie schon so oft erzählt, dass sie wie ein Märchen klingt, nach einer Art Cinderella des Sozialismus. Als junges Mädchen sei sie singend durch die Straßen von Mendefera getanzt. Kämpfern der ELF fiel ihre Stimme auf. Sie boten Almaz an, mit ihnen zu ziehen.

Almaz hatte zehn Geschwister. Ihre Mutter war streng, legte großen Wert auf Bildung. Ihr gefiel nicht, dass sich die Tochter herumtrieb. Deshalb zögerte Almaz nicht lange, den Rebellen zu folgen — sie wollte weg von ihrer Familie, den Schlägen der Mutter, den ständigen Streitereien mit ihren Geschwistern. Almaz war noch keine zehn Jahre alt, als sie 1978 ihre Familie verließ.

Während ihrer Zeit im Camp nahm die äthiopische Armee ihren Heimatort ein. Sie konnte nicht zurück. Ihre neue Familie war nun die ELF, ihr neuer Name: Agawegahta. 3.DEUTSCHLAND GO 11.2016



Bei Bier und einem Spiel "Biliardo" treffen sich eritreische Migranten im Frankfurter Verein Mahbere-Kom

Das Buch "Feuerherz" der eritreischen Autorin Senait Mehari erzählt eine andere Geschichte: Das ELF-Camp sei ein Ausbildungslager für Kindersoldaten gewesen, Agawegahta eine brutale Kommandantin. Almaz Yohannes klagte gegen das 2005 erschienene Buch, bekam Recht und erhielt eine Entschädigung.

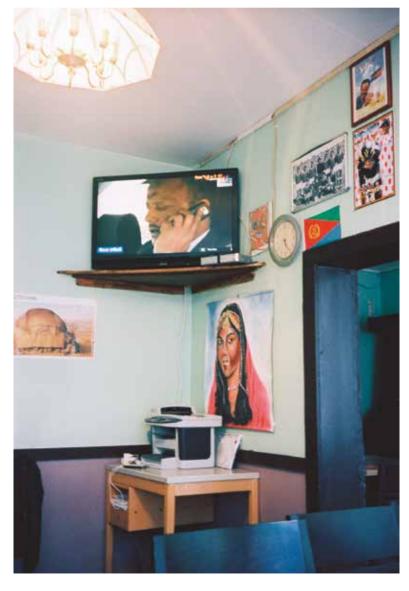
Da war sie bereits seit 17 Jahren in Deutschland. Als ihre Rebellengruppe in den Sudan verdrängt wurde, flüchtete sie von dort aus nach Karlsruhe. Almaz ist Mitte Vierzig, als sie im Dezember 2013 das Restaurant in Frankfurt übernimmt. Erneute Metamorphose: Aus Agawegahta wird African Queen, die regierungstreue Almaz. Die ELF hatte sie großgezogen, aber nach dem Krieg wechselte sie die Seiten. "Ich habe die EPLF damals gehasst. Aber als ich erwachsen geworden bin, habe ich sie akzeptiert." Wie eine Uniform trägt sie täglich Poloshirts mit dem Aufdruck "Eritrea 1991", das Jahr, in dem die Rebellen unter Afewerki die äthiopische Armee besiegten.

Selam Habtemicael ist Almaz Yohannes während des Kriegs zum ersten Mal begegnet. Als Almaz die Kämpfer mit ihrem Lied antrieb, als die Fronten noch klar waren. Es ist heute kaum vorstellbar, aber in dieser Zeit waren Almaz und Selam "Schwestern". Schwestern in einer Bewegung, deren Ideologie ihr Denken bis jetzt bestimmt: "Alles für das Land! Für die Zukunft Eritreas!"

Heute führt der Weg in die Zukunft für beide in verschiedene Richtungen.

Wie Almaz ging auch Selam 1978 zur ELF. Sie war damals siebzehn. Mit ihrer Familie lebte sie in Addis Abeba, von Politik verstand sie wenig. Aber ihre Geschwister, die sind kämpfen gegangen. Also folgte sie ihnen. Sieben Monate dauerte die Grundausbildung: Wie baut man eine Bombe? Was ist Demokratie? Erst das eine, dann das andere. Als wäre diese Reihenfolge zwingend.

Fünf Jahre lebte Selam bei den Rebellen. Fragt man sie nach Einzelheiten, reagiert sie abwehrend: Sie habe alles mögliche gemacht, Krieg eben. Gekämpft an der Front, gewartet in der Reserve, Analphabeten in den befreiten Dörfern unterrichtet. Sie sah Almaz' Auftritte, und manchmal sah sie Freunde sterben. "Aber meine schönste Zeit hatte ich dort", sagt sie. "Wir sind mit viel Hoffnung in den Krieg gegangen."



Im Vereinsraum läuft Eri-TV – mit seinen zwei Kanälen ist es der einzige Fernsehsender in Eritrea. Seit 2001 gibt es dort keine unabhängigen Medien mehr



Bereket Belay ist im Vorstand des Vereins Mahbere-Kom. Journalisten werden hier mit Misstrauen empfangen. Die Mitglieder führen minutiös Protokoll und überreichen eine Broschüre mit regierungsfreundlichen Berichten. "Lasst uns in Frieden leben" steht darauf

Sieben Monate daærte die Grundausbildung bei den Rebellen: Wie baut man eine Bombe? Was ist Demokratie?

"Wir waren", "wir dachten", "wir mussten". Selam spricht von ihrer Zeit bei der ELF immer in der Mehrzahl. Die Rebellen kämpften gemeinsam für ein Ziel — die Unabhängigkeit Eritreas. Das Gefechtsfeuer, das Dröhnen der Flieger, die Toten, der Hunger, die Angst vor Malaria, all die Schrecken dieses Krieges konnten Selams Vision nichts anhaben. Für sie stand fest: "Ich kämpfe für meine Heimat, ich sterbe eines Tages. Schluss!"

Als die Rebellen sich gegenseitig töteten und auch sie aus dem Land fliehen musste, wurde ihr klar, dass etwas falsch lief: Dieser Krieg war zu einem Kampf zwischen Brüdern und Schwestern geworden. Frei ist Eritrea bis heute nicht. Deshalb geht sie auf Demonstrationen, schreibt auf Facebook-Seiten der Opposition. Früher diskutierte sie nächtelang in Internetforen. Doch irgendwann wurde das alles zu viel.

Selam wirkt betont gleichgültig, wenn sie auf Almaz angesprochen wird. Almaz lacht verächtlich und senkt die Stimme, als sie Selam in einem Video über die Regierungsanhänger reden hört. "Wenn ich eine sehe, kenne ich alle", sagt Almaz. "Die haben eigene Probleme. Die jungen Leute haben entweder geklaut oder deren Mutter oder Vater sind im Gefängnis. Dann kommen die zusammen und sagen: 'Ah ah, Demokratie!' Nur, das ist eine Ausrede."

Im African Queen ist es an diesem Sommerabend so drückend heiß wie in den Tropen. Der Ventilator an der Decke schiebt warme Luft über die Köpfe der Gäste. Almaz hat die Musik aufgedreht, sie vermischt sich mit dem Stimmengewirr. Es sind fast nur Männer da, die meisten gut gekleidet — Hemd, Jackett, Bügelfaltenhose. Sie trinken Schöfferhofer Hefeweizen und Warsteiner. Der Staatssender läuft: Es wird gebaut, geleistet, gebildet. Ein älterer Herr hinkt aus der Tür. "Er hat im Krieg ein Bein verloren", raunt es durch die Runde. Morgen fliegt er nach Fritrea

Im Gegensatz zu Selam gesteht Almaz, dass sie im Krieg oft Angst hatte. Wenn sie die Bomber oder Maschinengewehre hörte, zitterte sie am ganzen Körper. Die Kameraden legten dann ihre Hände auf Almaz' schmalen Rücken oder bedeckten sie mit Schulheften. Decken gab es keine. Die meiste Zeit im Camp aber war sie zufrieden. "Damals habe ich mir viel für Eritrea gewünscht, mir überlegt, was ich für mein Land tun kann. Das mache ich immer noch." Als vor einigen Jahren Almaz' große Schwester starb, wollte ihre Familie die Kinder nach Deutschland schicken. Almaz lehnte ab, obwohl die beiden für sie wie ihre eigenen sind: "Die sollen zu Hause lernen, leben. Das ist ihre Heimat. Die sollen für das Land arbeiten."

Almaz möchte zurück. "Aber ich kann nicht", sagt sie. Für sie sei es zu spät, sich in Eritrea etwas aufzubauen. In Deutschland lebt es sich eben doch leichter. Trotzdem, in zehn Jahren will sie wieder in der Heimat wohnen. Spätestens.

Auf Selam wartet dort nur Tod oder Gefängnis, sagt sie. Eigentlich sollte Deutschland nur eine Station sein. Sie wollte in die USA, wo auch ihr Bruder lebt. Doch in Frankfurt lernte sie ihren Mann kennen, fand Arbeit. "Das große Heimweh, das macht krank." Selam atmet ein. Lang und seufzend. Schweigen.

Um den Hals trägt sie einen Holzanhänger, sie nimmt ihn in die Hand und küsst ihn. Es ist ein Lazaruskreuz, das auch Sterbekreuz genannt wird. Für ihre Freunde ist Selam eine Kriegerin, eine Hardlinerin. Sie war bereits laut, als andere noch nicht mal wagten, über Politik zu reden. Im vergangenen Jahr hatte sie einen Schlaganfall. Die Sorge um ihre Familie, die Politik, all die unerfüllten Träume. "Das war für mich viel zu viel. Immer hören wir traurige Nachrichten: jemand gestorben, jemand im Sinai umgebracht, jemand im Gefängnis."

Selam, die sagt, dass sie im Krieg nie Angst hatte, hat manchmal Angst, wenn sie durch ihr Viertel läuft. In einem der Neubauten wohnt die vermeintliche Spionin. Vielleicht schaut sie gerade jetzt aus dem Fenster. Einmal habe Selam die Frau darauf angesprochen, dass sie hinter ihr her spioniere und Informationen weiterleite: Wer zu Besuch komme, mit wem sie rede, wann sie nach Äthiopien fahre. Sie habe nicht geantwortet, sei einfach weitergegangen. Selam sagt: "Wenn ich sterbe, machen die eine Feier."

Auf dem Tisch im Wohnzimmer liegen Hefter mit Formeln und Rechenaufgaben von Senai, Selams Sohn. Senai ist in Deutschland geboren und hat sich früher auch mal in der Opposition engagiert. "Aber ich habe mich da rausgenommen. Wegen Uni und Job." Mit Nachtarbeit finanziert er sein BWL-Studium, tagsüber lernt er für gute Noten.

Er kämpft für seine Zukunft.

In Eritrea sind politische Debatten verboten. Umso härter werden sie im Exil geführt. Wo immer Eritreer im Ausland leben, prallen zwei unversöhnliche Lager aufeinander. Mehari hielt sich heraus. Mit seinen Freunden sprach er nie über Politik.





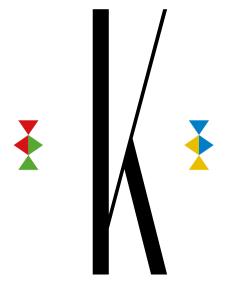
4.ÄTHIOPIEN GO 11.2016

Nichsels Constitution of the Nick Bauer Foto: Jana Mai State of the Nick Bauer Foto: Jana Mai St

In der äthiopischen Hauptstadt Addis Abeba sammelt sich die eritreische Opposition zum Sturz von Diktator Afewerki. Sie schmieden Pläne, senden Radio-Botschaften und bereiten sich vor auf den Tag X

> "Kennt ihr Schattenspiele?", fragt Radiomoderator Yuel Hadish und formt eine Taube an der Wand. "Das Symbol für Frieden und Freiheit", sagt er





Kurz vor Mitternacht ruft Hagos Seltene die Revolution aus. Er sitzt vor einem gelben Mikrofon in einem winzigen Radiostudio in Addis Abeba, reckt sich nochmal und verkündet: "Wir von Simret werden das eritreische Volk einen! Wir werden alle Eritreer der Welt mobilisieren! Es ist nur eine Frage der Zeit, bis wir den Wandel schaffen!" Ein vergilbter Vorhang und ein paar zerbröckelnde Styroporplatten an der Wand sollen den Straßenlärm dämpfen, der bis zu ihm in den dritten Stock eines Wohnhauses am Rande der Hauptstadt von Äthiopien dringt.

"Simret will ..." — ein Flugzeug dröhnt über das Haus. Da hilft kein Vorhang. Hagos, 30 Jahre alt, flucht gen Himmel. Noch sechs Mal wird er unterbrochen. Er kennt das schon. Mal ist es ein Flugzeug, mal Autohupen, mal kläffende Straßenköter. Niemand nimmt Rücksicht auf die wichtige Botschaft, die er jedes Mal einspricht, als sei es das erste Mal.

Nebenan sitzt Yuel Hadish, mit 26 Jahren nur wenig jünger als Hagos, und pegelt die Tonhöhen aus. Sie produzieren heute einen Beitrag über die Lage der Frauen in Eritrea. Nach einer Stunde schaltet Yuel ab. Schluss für heute. Den ganzen Tag haben sie aufgenommen. Sie schleppen sich eine schmale Treppe hinauf und fallen in ihre Betten. Produzieren und schlafen liegen nur wenige Meter voneinander entfernt.

Yuel und Hagos sind mal Moderatoren, mal Techniker und mal Autoren beim Radiosender "Simret", der Stimme der eritreischen Opposition, die täglich zum Sturz des Diktators Isayas Afewerki aufruft. Täglich, außer sonntags, seit vier Jahren.

Auf wackeligen Plastikstühlen besprechen sie zwischen alten Dell-Rechnern das Programm. Wenn es keinen Stromausfall gibt, nehmen sie nachmittags und am Abend die Sendungen auf. Am nächsten Tag – immer um 13 Uhr – wird ihr Programm über Satellit in alle Welt übertragen. Wie viele ihre Botschaften hören? "Keine Ahnung", sagt Hagos.

Äthiopien war dreißig Jahre lang Feindesland für Eritreer, der Gegner im dreißigjährigen Unabhängigkeitskrieg. Bei diesem alten Feind finden heute 162 000 von ihnen Zuflucht. Viele wollen einfach

ein neues Leben aufbauen, suchen Arbeit als Tagelöhner oder Straßenhändler oder versuchen gleich, nach Europa weiter zu flüchten. Von Politik wollen sie nichts mehr wissen. Das ist der eine Teil der Exilanten.

Der andere Teil will die Regierung in Eritrea stürzen. Ihr Feind ist Isayas Afewerki, der seit 1993 mit eiserner Hand regiert. Doch die Opposition ist zersplittert. Wie viele Widerstandsgruppen es gibt, weiß niemand genau. In Äthiopien sind es allein fünfzehn, weltweit mehr als dreißig. Ihre Geschichte ist eine von Streit, Zerfall und Spaltung. Simret, zu deutsch Solidarische Bewegung zur Befreiung Eritreas, hat darum begonnen, die oft nur aus ein paar Mitgliedern bestehenden Organisationen unter einem Dach zusammen zu bringen. So ist Simret zur bekanntesten "Stimme" der Opposition geworden. Ziel Nummer eins: die Revolution. Ziel Nummer zwei: Nach dem Sturz Afewerkis demokratische Institutionen aufbauen, Kirche und Staat trennen und verhindern, dass aus dem Land ein zweites Somalia wird.

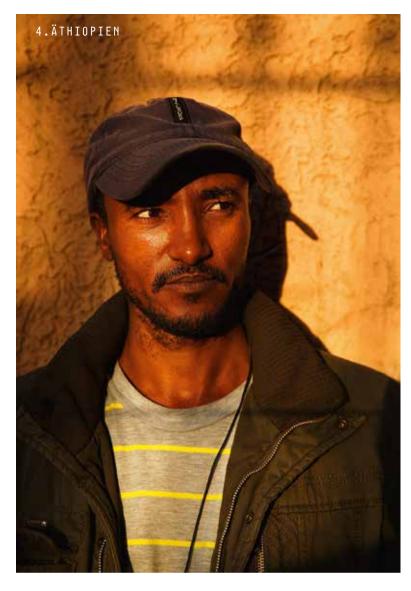
Zurück im Studio schneidet Hagos die aktuelle Sendung. Ein kleiner Router blinkt. Einen festen Netzanschluss haben sie nicht. Alles läuft über mobiles Internet. Hagos geht mit Laptop und Router durch den Raum, sucht die Stelle mit dem besten Signal, wie ein Wanderer, der auf einem Berggipfel eine SMS verschicken will. Er wartet auf den Beitrag eines Mitglieds aus Schweden. "Der spricht immer unsere Nachrichten ein", erklärt er. Aber sie finden kein Signal. "Wir haben WLAN bei der Regierung beantragt", sagt er, "aber das bekommt nicht jeder und keiner bekommt es schnell."

Die jungen Radiomacher kochen, schlafen, schreiben, produzieren und senden unter einem Dach. Sie bringen Nachrichten aus aller Welt, Musik, ausführliche Beiträge über die Geschichte Eritreas und wiederholen dazwischen immer wieder, wie ein Mantra, ihre Vision vom baldigen Ende der Diktatur. 24 Stunden, sieben Tage die Woche, eine Wohngemeinschaft mit einem Ziel: Tag X.



Das "Studio" ist ein kleiner Bretterverschlag in der Ecke eines Raumes, zusammengezimmert aus ein paar Dachlatten und Spanplatten.

Äthiopien war Meharis erste Flucht-Sta-tion. Mehrere Jahre lebte er in einem Camp für jugendliche Flüchtlinge. Der Erzfeind von damals nimmt heute Tausende von Flüchtlingen auf.



Hagos Seltene spricht die meisten Sendungen bei "Radio Simret" ein. Wie viele Menschen ihn hören? "Keine Ahnung", sagt er



Erst in Äthiopien konnte sich Mihreteab Michael (r.) ganz der Musik widmen. In Eritrea schickte in das Regime für den Nationaldienst in eine abgelegene Bergregion

Der Tag X kommt, wenn das verhasste Regime gestürzt ist und es für Eritreer keinen Grund mehr gibt, zu fliehen. Yuel sagt, dieser Tag wird bald kommen. Vielleicht in drei oder vier Jahren. "Bald, glaub mir!", sagt er, als würde sein Gegenüber daran zweifeln. Dieser Optimismus treibt ihn jeden Morgen aus seinem Schlafzimmer ins Studio, wo er seine Ideen für die nächste Sendung in einen verknitterten Collegeblock schreibt. Die Feder seines Kugelschreibers hakt. "Aber auf dem Computer fließen die Ideen nicht so gut", sagt er.

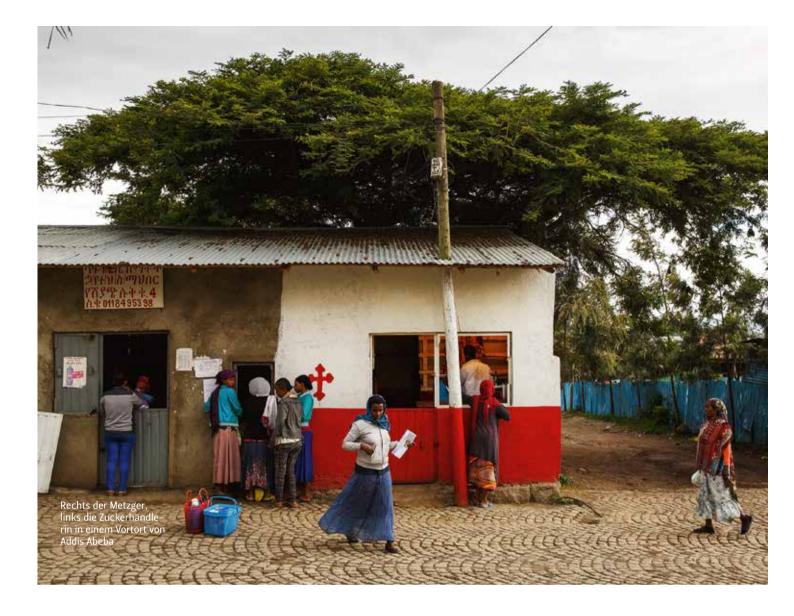
Yuel Hadish wurde 1990 in Addis Abeba geboren, als in Eritrea noch der Befreiungskrieg tobte. Sein Vater arbeitete als LKW-Fahrer. Als Yuel drei Jahre alt war, feierte Eritrea die Unabhängigkeit. Deshalb kehrten sie in ihre Heimat zurück — dahin, wo ihre Wurzeln lagen. Seine Eltern wollten am Aufbau des neuen Staates mitarbeiten. Doch statt Frieden gab es bald darauf den nächsten bewaffneten Konflikt mit Äthiopien.

Nach der elften Klasse kam Yuel in die Militärschule nach Sawa. Danach studierte er Aquakultur; die Aufzucht von Fischen, Muscheln, Krebsen und Algen. "Aber im Meer gearbeitet habe ich nie", sagt er und lacht. "Ist doch Quatsch, oder?" Nach dem Studium musste er in den "Nationaldienst". Das hieß: als Englischlehrer für umgerechnet 25 Euro im Monat arbeiten und kein Ende in Sicht. Der Nationaldienst gleicht einer unbefristeten Zwangsarbeit. "Es gab keine Zukunft für mich. Ich wollte selbst über mein Leben bestimmen."

Bei seinem ersten Versuch zu fliehen, wurde er von Soldaten wenige Kilometer vor der Grenze gefasst. Drei Monate saß er in fünf verschiedenen Gefängnissen. "Du weißt nie, wo du hinkommst und wie lange du bleibst." Als er freikam, suchte er den nächsten Schlepper, der ihn nachts nach Äthiopien schmuggelte. Yuel war wieder dort, wo er geboren wurde. Aber anders als viele Flüchtlinge, wollte er nicht weiter nach Europa. "Alles: Studium, Beruf und Familie", sagt er, "ist nichts wert, wenn man keine Heimat hat, in der man frei leben kann. Nur sein eigenes Leben zu führen, das wäre egoistisch." Also zog er nach Addis Abeba und schloss sich Simret an.

Am nächsten Tag, pünktlich um 13 Uhr sitzen Yuel und Hagos am Küchentisch im Erdgeschoss. Der Receiver ist auf Radio Simret eingestellt. Ein Intro erklingt. Kinder singen auf Tigrinya, der häufigsten Sprache Eritreas, "Nsmer, Nsmer" — wir müssen uns vereinen. In den Nachrichten wird die Flucht von eritreischen Soldaten in den Sudan gemeldet. Danach singt Mihreteab Michael, ein eritreischer Musiker, der nach Äthiopien geflohen ist eine Ballade. Er singt von der leidenden Mutter aller Eritreer, die ihre Kinder an die Wüste, das Meer oder Schlepper verliert. Hagos und Yuel summen mit.

Viele Beiträge kommen von Simret-Mitgliedern aus aller Welt. Auch in Eritrea selbst gibt es Sympathisanten, die Nachrichten schmuggeln. Werden sie erwischt, droht ihnen Gefängnis, Folter oder Tod. Darum sprechen sie, wenn überhaupt, in Codes mit den Simret-Mitgliedern: "Das Brot ist seit dreißig Tagen ausverkauft." Übersetzt heißt das: Afewer-



ki wurde seit dreißig Tagen nicht mehr gesehen. Auch Hörerwünsche werden erfüllt. Ein Bäcker aus Deutschland bittet: "Übersetzt die aktuelle Stunde des Bundestages zu Eritrea." Eine Studentin aus Schweden mailt: "Berichtet mehr über die vielen Flüchtlinge der Armee."

Der Sänger Mihreteab Michael lebt am anderen Ende der dreieinhalb Millionen-Stadt. Simret hilft ihm, seine Stimme über die Grenze zu schmuggeln. Vor ein paar Tagen hat er ein neues Lied geschrieben. Er steht in einem kleinen Studio, zwei auf vier Meter. Es ist dunkel und stickig. An den Wänden hängen Schallplatten aus aller Welt: "Anonymous Love" von Ray Charles, daneben russische Platten aus den 70ern. Der Produzent sitzt am Keyboard, schaut Michael in die Augen und spielt den ersten Ton. Michael presst die Kopfhörer auf die Ohren, schließt die Augen, ein tiefer Atemzug, sein massiver Brustkorb hebt sich und er singt:

Meine Beine laufen nach vorne Meine Gedanken schauen nach hinten Ich weiß nicht, wo mein Weg enden wird Ich spreche mit mir selbst Frage mich, wer ich bin Gerade nur ein Flüchtling, ohne Wert

"Nur sein eigenes Leben zu führen, das wäre egoistisch."

YUEL HADISH

Michael, 43 Jahre alt, hat sein Lied "Flüchtling" genannt. Er ist einer von vielen Künstlern, die mit Liedern und Filmen gegen das eritreische Regime ankämpfen. Ihre Waffen sind Mikrofone, Stifte und Kameras. Ihr neues Zuhause Haya Hulet, das Künstlerviertel von Addis Abeba.

Draußen dröhnen Hammerschläge durch die Luft wie Glocken am Sonntag. Arbeiter bauen Holzgerüste auf und schaufeln Sand in Zementmischer. Es sind die Zeichen des äthiopischen Fortschritts. Hochhäuser, so will es die Regierung, sollen das neue Stadtbild prägen. Die alten Hütten aus Stein, Holz und Blech müssen neuen Bauten weichen. Wo jetzt noch Schuhputzer den Straßendreck von den Sohlen ihrer Kunden schrubben, werden bald Modegeschäfte die neuesten Waren aus dem Westen verkaufen. Am Ende der Straße soll ein Stadion entstehen und mit ihm wird das Viertel umgebaut. "Wir Künstler

4.ÄTHIOPIEN GO 11.2016

werden uns die neuen Mieten nicht leisten können", sagt Michael, "aber wir hoffen, dann schon wieder in Eritrea zu sein."

In einem kleinen Café trifft Michael seinen Freund und Kollegen, den Schauspieler Fuad Alamin. An der Wand hängt das Plakat von seinem neuen Film "Wenn ein Herz so viel zu tragen hat". Alamin, ein gertenschlanker Mann mit Traueraugen macht jetzt Filme und Dokumentationen im Exil. Gerade haben sie einen Dreiteiler produziert, in dem sie Eritreer direkt nach ihrer Flucht an der Grenze und in den Lagern interviewten. "Ich will die Welt und die Diaspora über das Leiden unserer Landsleute aufklären."

Michael und Alamin arbeiten oft zusammen, produzieren Musikvideos oder gehen auf Tour. Auf ihrem Handy zeigen sie Videos von einem Konzert in Israel. Sie laufen durch Menschenmengen, verteilen Autogramme, stehen gemeinsam auf der Bühne. Hunderte Eritreer jubeln und feiern mit ihnen. Für sie sind Alamin und Michael die Helden des Widerstands. Doch wenn Alamin daran denkt, plagt ihn manchmal ein schlechtes Gewissen.

Denn eigentlich ging es ihm gut in Eritrea. Er war dort ein richtiger Star, trat in Filmen und Fernsehserien auf. In einer Serie spielte er sogar einen Unabhängigkeitskämpfer. Solange er die Propaganda unterstützte, unterstützte das Regime ihn. "Ich habe in diesen Filmen so viel gelogen, habe gesagt, wie schön es in Eritrea ist. Gleichzeitig ertrinken Landsleute und Freunde im Mittelmeer. Ich wollte nicht mehr lügen." Das Regime zeigt Alamins alte Filme noch immer auf Eri-TV, dem Staatssender. Seine Stimme zittert, als er sagt: "Ich habe die Folter, die Flüchtlinge, die Ungerechtigkeit am Anfang nicht gesehen. Jetzt will ich meinen Teil leisten."

Es wird pechschwarz am Himmel über Addis Abeba und von eben auf jetzt prasselt ein Wolkenbruch auf die Stadt. Für einen Moment herrscht Stillstand. Leute warten unter Regenschirmen, pressen sich an Hauswände. Auf den Straßen bilden sich Bäche. Die einzigen, die sich freuen und durch den



Die Identitätskarte vom Flüchtlingswerk der Vereinten Nationen trägt Berhane Zewde immer bei sich

"Ich habe so viel gelogen, habe gesagt wie schön es in Eritrea ist. Gleichzeitig ertrinken deine Landsleute im Mittelmeer."

FUAD ALAMIN

Regen laufen, sind Schirmverkäufer. Für wenige Minuten ist die Luft von Smog und Staub befreit und die Menschen können aufatmen.

Mustafa Mohamed Noor beobachtet den Regenguss aus dem Simret-Büro, einem abgerockten Betonklotz aus den Fünfzigern. Der Fahrstuhl funktioniert schon lange nicht mehr, der Putz bröckelt von den Wänden. Hier, mitten in der Stadt, liegt die Schaltzentrale der Organisation, die hinter Radio Simret steht und die Opposition vereinen will. Nachdenklich blickt Noor aus dem Fenster auf den Meskel Square, dem zentralen Platz der Stadt. Hier zählen sie die Tage bis zum Sturz Afewerkis, draußen zählt die Ampel die Sekunden bis zur nächsten Grünphase und Noor fragt sich, warum ihr Kampf nicht so klar sein kann wie die Luft draußen.

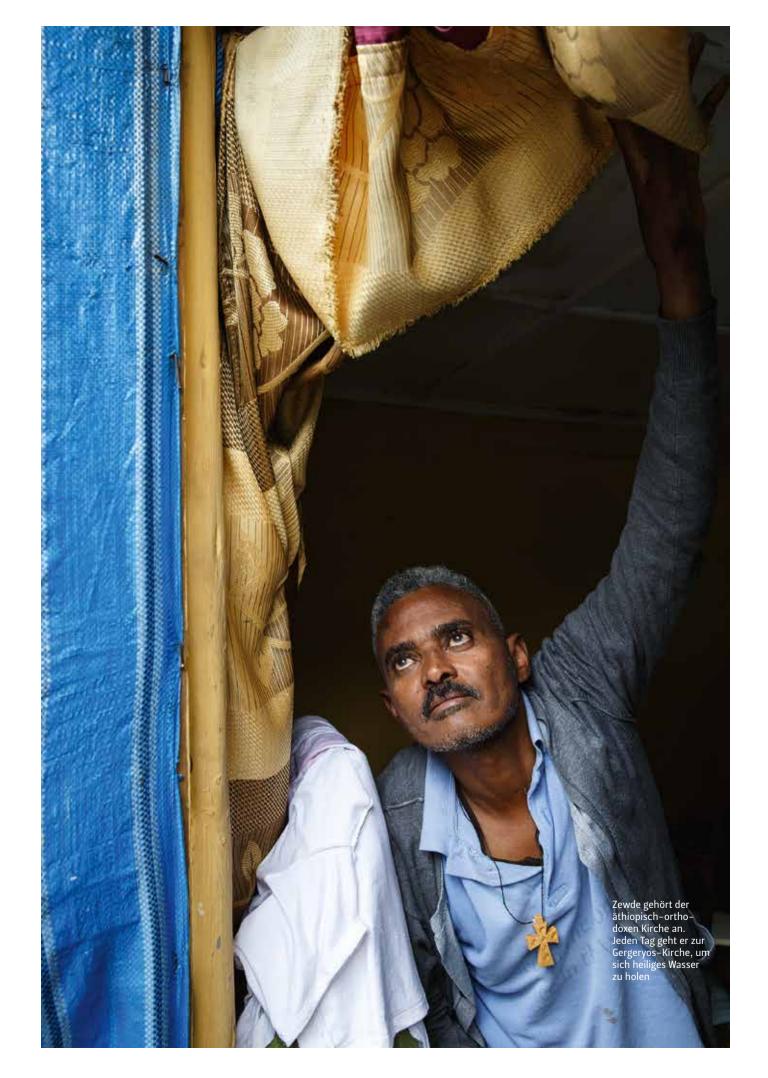
Noor ist US-Staatsbürger. Vierzehn Jahre hat er in Dallas für ein Softwareunternehmen gearbeitet. Doch vor acht Jahren kam er zurück nach Addis Abeba, um Simret zu unterstützen.

"Ich war nicht besonders politisch", sagt er. Bis zu dem Tag, als er gebeten wurde, Verhandlungen zwischen Familien in den USA und Menschenhändlern auf dem Sinai zu dolmetschen. Nomadenstämme kidnappen dort regelmäßig Flüchtlinge aus dem Sudan und Eritrea, foltern sie bei eingeschaltetem Handy so lange, bis die Verwandten ein Lösegeld bezahlen. Noor spricht arabisch. Neben ihm saßen die verzweifelten Familien, am Telefon hörte er die Schreie der Folteropfer. "Das hat alles verändert", sagt er, "mir wurde schnell klar nur übersetzen reicht nicht." Also schloss er sich einer der Oppositionsgruppen an, die sich unter dem Dach von Simret zusammengefunden hatten. 2014 gab er sein Leben in den USA auf. Mit zwei Koffern flog er nach Addis, nachdem er in die Führung von Simret gewählt wurde.

Seitdem ist viel passiert. 12 500 Menschen folgen auf Facebook der Seite von Simret. 30 000 Mitglieder haben sie weltweit. Demnächst wollen sich fünf weitere Oppositionsgruppen anschließen. Noor hat viel dafür getan. Tagsüber fährt er durch Addis Abeba, von Meeting zu Meeting, abends schreibt er Mails und telefoniert im Schein des bläulichen Laptoplichts bis spät in die Nacht. Revolution bedeutet im Moment verhandeln, diskutieren und überzeugen.

"Aber in einem, höchstens eineinhalb Jahren werden wir in Asmara sitzen", ist sich Noor sicher. "Die Bevölkerung ist unzufrieden, aber immer mehr auch die Führungsriege der Militärs."

Früher oder später müsse der Wechsel ja kommen, spätestens wenn Diktator Afewerki stirbt. Denn einen Nachfolger hat er nicht aufgebaut. Niemandem





Mustafa Mohamed Noor will die zersplitterte eritreische Opposition zu einer Koalition einen



Das Simret-Büro liegt im zweiten Stock eines alten Hochhauses. Täglich trifft hier die die Simret-Führung mit Mitgliedern und anderen Oppositionsführern

traut er genug. Das Land hält er mit Hilfe korrupter, aber wenig kompetenter Getreuer zusammen. Sollte ihm die Macht aus den Händen gleiten, dann wollen sie da sein, um ein neues Eritrea aufzubauen.

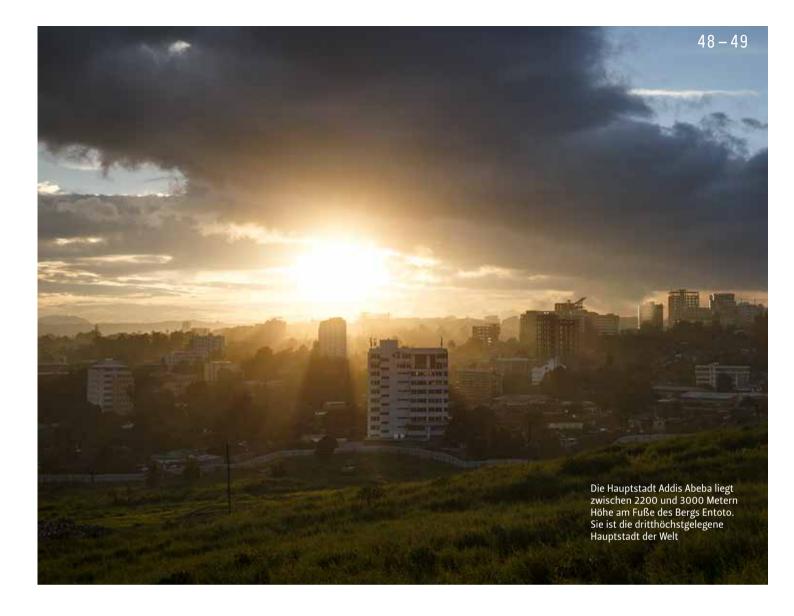
Berhane Zewde hat den Glaube an einen Tag X schon lange aufgegeben. Er ist 65 Jahre alt und lebt seit elf Jahren in einer Holzhütte mit Wellblechdach zwischen den Hochhäusern des Ausgehviertels von Addis Abeba. "Wir haben vierzig Jahre lang für Freiheit und Frieden gekämpft und bekommen haben wir Afewerki. Ich habe keine Hoffnung mehr für dieses Land." Rund 80 Euro bekommt er pro Monat vom Flüchtlingswerk der Vereinten Nationen, die Hälfte geht für die Miete der Hütte drauf. Zwei auf drei Meter. Ein Bett, ein alter Fernseher und eine Kommode mit ein paar Hemden und zwei Hosen. An der Wand lehnt eine Bibel. Zwischen den Seiten stecken ein paar Fotos seiner verstorbenen Frau. Das ist alles, was Zewde besitzt. Er leidet an einer chronischen Blasenentzündung. In Äthiopien kann ihm nicht richtig geholfen werden.

Zewde hat alles versucht, um aus dem Elend herauszukommen. Er hat das Flüchtlingswerk gebeten, ihn in ein anderes Land umzusiedeln. Acht Jahre hat er immer wieder Anträge gestellt. "Die sind alle korrupt", sagt er. Er schüttet einen Stapel Papier aus einem Ordner. Krankenhausberichte und Unterlagen vom Flüchtlingswerk. "Ich brauche Hilfe im Ausland, aber ich stecke hier fest." Das Einzige, was ihm noch bleibe, sagt er, sei das heilige Wasser und nimmt einen Schluck aus einer Plastikflasche, darin eine graue Brühe, mit kleinen Kieseln am Boden. Es ist Flusswasser, das ein Priester geweiht hat und wie jedes Wasser in Addis Abeba verunreinigt ist mit Chemikalien, Fäkalien und Dreck. Das Verspechen: Es helfe gegen HIV, Depressionen, Schizophrenie und andere Krankheiten. Er müsse nur daran glauben.

Doch der Glaube an das heilige Wasser beginnt Zewde zu verlassen. "Wenn das Wasser nicht hilft, bringe ich mich noch dieses Jahr um. Es hat keinen Sinn mehr."

In seinem Viertel leben tausende eritreische Flüchtlinge. In Bars und Cafés vertreiben sich die jungen Männer die Zeit mit Billard und Karten und trinken Tee. Für mehr reicht das Geld nicht. Alle warten auf irgendwas. Da ist Daniele, seit drei Jahren in Addis Abeba. Seine Frau hat es nach Frankreich geschafft und will ihn nachholen. "Ich muss dafür einen Sprachtest bestehen. Aber wie soll ich hier Französisch lernen?" Da ist Biniam, erst seit sechs Monaten in Addis. Er wartet auf das Geld von seiner Familie in Deutschland, um seine Flucht durch die Sahara zu bezahlen. "Die sind selbst nur Flüchtlinge und haben noch kein Geld."

Sie hören oft Radio Simret im Café. "Ich mag ihre Nachrichten und Berichte. Sie bringen immer ausführliche Informationen", sagt Daniele. "Ja, das machen sie", sagt Biniam, "aber Hoffnung habe ich schon lange nicht mehr. Es gibt so viele Gruppen. Ich verstehe nicht, warum sie sich nicht einigen." Zack, der seit fünf Jahren auf seine Umsiedlung wartet, zeigt eine Narbe, die er aus dem Kampf



zwischen Eritrea und Äthiopien davongetragen hat. Eine Handbreit unter dem Bauchnabel war die Kugel eingedrungen. Ein Arzt zog sie raus und nähte die Wunde hastig zu. Zack hatte Glück, es blieben nur vier Stiche als Erinnerung. "Jede eritreische Politik, die ich kenne, führte zu Kämpfen", sagt er", und ich will nicht mehr kämpfen!" Von Opposition will hier keiner etwas wissen.

Am nächsten Tag herrscht in der Stadt ungewöhnliche Ruhe. Polizei und Armee patrouillieren in den Straßen, eine Demonstration von Regierungsgegnern war angekündigt. Die Regierung von Äthiopien greift mit harter Hand durch, wenn Menschen auf die Straße gehen. Als sich am Meskel Square ein paar hundert Menschen versammeln, ist die Kundgebung schnell aufgelöst. Die Armee verhaftet dutzende Demonstranten, es wird nicht geschossen, aber in anderen Städten des Landes gibt es mehrere Tote. Um weitere Proteste zu verhindern, sperrt die äthiopische Regierung das Internet für drei Tage.

Yuel, Hagos und Noor kämpfen für ein demokratisches Eritrea. Dafür sind sie in Äthiopien. Einem Land, das diese Freiheiten seinen eigenen Bürgern nicht gewährt.

"Bleibt zuhause", informieren sich die Simret-Aktivisten gegenseitig. Sie wollen an solchen

Das Einzige, was ihm noch bleibe, sagt er, sei das heilige Wasser und nimmt einen Schluck aus einer Plastikfalsche, darin eine graw Brühe

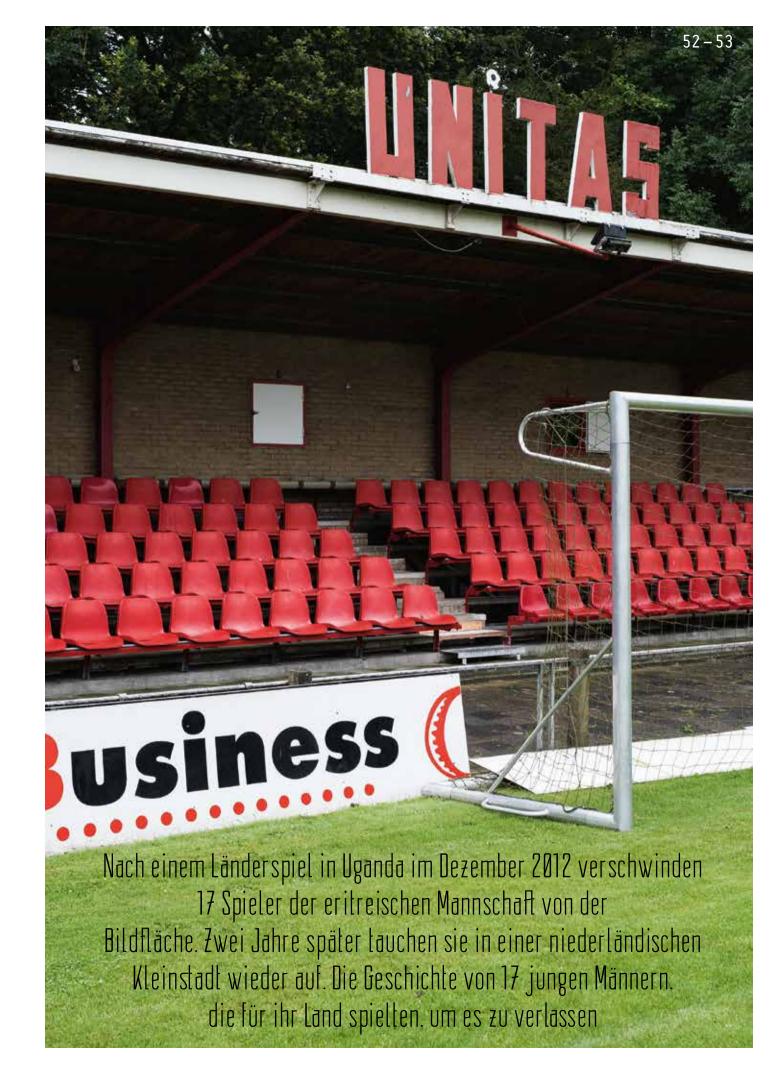
Tagen nicht auffallen. Es ist ein unausgesprochener Deal. Äthiopien hat Interesse an einem Regierungswechsel in Eritrea und unterstützt Gruppen, die gegen den Erzfeind arbeiten. Dafür sollen sich die Eritreer aus der Politik Äthiopiens raushalten.

Yuel Hadish sitzt am Küchentisch im Studio und schaut auf sein Handy. Immer wieder tippt er in seinem Browser auf "aktualisieren". Aber das Internet bleibt tot. Am Abend haben sie wieder bis spät in die Nacht aufgenommen. Und jetzt das. "Wir können nichts hochladen." Yuel hatte die wöchentliche Zusammenfassung der Nachrichten geschrieben. "Sammeln, recherchieren, zusammenfassen. Alles umsonst." Zerknirscht legt er den Kopf in die Hände.

Hagos Seltene steht draußen im Hof, raucht eine Zigarette und telefoniert mit der Satellitenstation in England. "Wiederholt die Sendung von Montag!", ruft er in den Hörer. "Hier passiert nichts mehr."











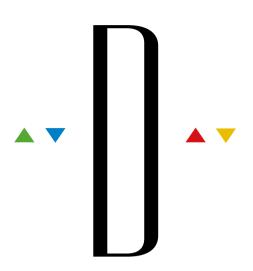
Hofft, doch noch den Sprung in den Profifußball zu schaffen: Hermon Tecleab im Trikot der Kozakken Boys



Heute nur noch Zuschauer: Robertino Lotto (I.)und Sjaak Pellikaan auf der Stadiontribüne der Kozakken Boys



Zu Besuch: Hermon Tecleab schaut noch regelmäßig beim Training seiner ehemaligen Mannschaftskameraden vorbei



Diese Geschichte beginnt mit einer Niederlage. Samstag, 1. Dezember 2012, ein wolkenloser Tag in Kampala, der Hauptstadt Ugandas. Am späten Nachmittag führt Kapitän Hermon Tecleab, Rückennummer 14, seine Mannschaft auf den Rasen des Lugogo-Fußballstadions. In der Vorrunde des CECAFA-Cup, der ost- und zentralafrikanischen Meisterschaft, trifft Eritrea auf Ruanda. Das Spiel ist von Beginn an zerfahren, die Eritreer geraten früh in Rückstand, sie wirken unkonzentriert, auch nach der Pause will ihnen nichts gelingen, dann, wenige Minuten vor Schluss, trifft Ruanda erneut. Abpfiff. Hermon Tecleab zieht sich die Binde vom Arm. Die Eritreer gehen vom Platz. Es ist ein stiller Abgang ohne Emotionen. Die Niederlage bedeutet ihnen nichts. Denn die eigentliche Entscheidung war lange vor diesem Spiel gefallen.

Zwei Tage später laufen erste Meldungen über die Ticker der Nachrichtenagenturen: "Eritreische Nationalspieler in Uganda untergetaucht." Die Polizei von Kampala schickt Suchtrupps los. Ohne Erfolg. Die Eritreer, siebzehn junge Männer, sind wie vom Erdboden verschluckt.

Ein Freitag im Mai 2014. Gorinchem, Provinz Südholland, Niederlande. Sjaak Pellikaan hat Streifendienst. Der glatzköpfige Polizist schlendert durch die Straßen von Haarwijk. Seit fast 20 Jahren dreht er hier im Viertel seine Runden. Es ist ein ruhiger Nachmittag, keine besonderen Vorkommnisse, nichts fürs Protokoll. Wie immer eigentlich. Nur ab und zu muss sich der 58-Jährige ein paar pubertäre Jungs zur Brust nehmen, die aus Langeweile auf dumme Gedanken kommen. Schmierereien, Sachbeschädigung, kleinere Diebstähle, nichts Ernstes. Pellikaan droht dann mit den großen Brüdern oder den Eltern, meist reicht das, man kennt sich ja. Auf der Straße rufen sie den Polizisten "Jacky".

Pellikaan schaut auf die Uhr. Er fühlt sich schlapp, dabei hat er noch drei Stunden vor sich. Am Abend zuvor ist er bei einem Fläschchen Limoncello auf dem Balkon versackt. Du wirst alt, denkt er sich. Und jetzt? Durchhalten? Oder doch Kaffee? Pellikaan überlegt. Er kennt einen kleinen Laden, gleich hinter



Wie Vater und Sohn: Zwischen Sjaak Pellikaan und Hermon Tecleab hat sich ein besonders inniges Verhältnis entwickelt

dem Park, nur ein paar Minuten entfernt, hübsche Bedienung, guter Espresso. Er dreht um und biegt in eine Seitenstraße ein.

Als er auf den Park zuläuft, sieht er eine Gruppe Schwarzafrikaner. Auf dem verwurzelten Rasen spielen sie Fußball. Pellikaan bleibt stehen. Das müssen sie sein, denkt er sich. Er hat in der Zeitung von ihnen gelesen. "Eritreische Nationalspieler in Gorinchem aufgetaucht." Ein guter Polizist, findet Pellikaan, geht auf Menschen zu. Mit einem Lächeln nähert er sich den Eritreern. Behutsam. Hoffentlich, denkt er, sehen sie den verfluchten Knüppel nicht.

Die Begegnung mit den Eritreern beschäftigt Pellikaan. Ihre Geschichte berührt ihn. Und er ärgert sich. Echte Polizisten, findet er, gehören auf die Straße, echte Fußballer auf den Platz. Also macht Pellikaan das, was er immer macht, wenn er ein Problem sieht und sich keiner darum kümmert. Er packt selber an. Er wählt die Nummer eines Freundes, Robertino Lotto. Genau der richtige, denkt Pellikaan.

Den Anruf kann Lotto bis heute im Wortlaut wiedergeben: "Tino, willst du nicht Nationaltrainer werden? Von Eritrea?" Im ersten Moment glaubt er an einen Scherz.

5.NIEDERLANDE GO 11.2016



"Als Hermon uns verließ, habe ich die Jungs gefragt, ob sie als Mannschaft weitermachen wollen. Bleibt zusammen, habe ich gesagt, dann seid ihr stärker."

ROBERTINO LOTTO

Beim Abendessen erzählt Lotto seiner Frau von der Odyssee der Eritreer. Sie sagt: Natürlich helfen wir.

Einen echten Plan gibt es nicht. Trainieren dürfen die Eritreer auf dem Feld eines lokalen Vereins; die Liga hat Sommerpause. Der Inhaber eines Sportgeschäftes stattet sie mit dem Nötigsten aus. Schuhe, Shorts, Shirts. Lotto, der weiß, wie es sich anfühlt, nichts zu haben, hatte den Freund darum gebeten.

Robertino Lotto wird als Sohn italienischer Einwanderer in Gorinchem geboren. In der kleinen Industriestadt, 30 Kilometer östlich von Rotterdam, gibt es Arbeit für den Vater. Mit anderen Gastarbeitern lebt die junge Familie in einem geschlossenen Wohnkomplex. Bis Robertino fünf Jahre alt ist, spricht er kein Wort Niederländisch.

Er findet Anschluss über den Fußball. Beim Fünf gegen Fünf auf der Straße will ihn jeder in der Mannschaft haben. Ständig muss der Vater sein einziges Paar Schuhe notdürftig mit Nägeln flicken. In der Schule läuft Robertino auf den Fersen. Das Klackern auf dem Linoleumboden ist ihm peinlich.

Wenn Lotto von seinem Traum erzählt, spricht er in der Vergangenheit. Über Spiele der Jugendauswahl, zu denen ihn niemand fahren konnte, und einen Freund, der es zum Profi bei Ajax Amsterdam brachte. Heute ist Lotto Geschäftsführer eines Taxi-Unternehmens. Ein guter Job, er ist zufrieden. Aber mit dem Köder "Nationaltrainer" hatte Pellikaan ihn an der Angel.

Sie taufen die Mannschaft: "Dutch Soccer Team Eritrea". Die Verständigung ist schwierig. Lotto spricht mit seinen Spielern Englisch, so gut es eben geht. Bei Laufeinheiten steht er mit einem Zettel an der Seitenlinie. Damit seine Schützlinge möglichst schnell Niederländisch lernen, hat er sich ein paar Sätze notiert. Auf jede Platzrunde gibt er ihnen einen mit. Zum Aufsagen, im Chor. 400 Meter: "Wir kommen aus Eritrea." 800 Meter: "Es ist schön, hier zu sein." 1200 Meter: "Der Coach hat immer Recht."

Die Stimmung ist gut. Nur mit den Namen hat Lotto zu kämpfen. Er kann seine Spieler kaum auseinanderhalten. Probleme, findet er, muss man pragmatisch angehen.

Den Quirligsten nennt er "Tarzan". Mit dabei sind "Kartoffel" — wegen seiner Aknenarben, "Frankenstein" — der hat einen besonders kantigen Kopf —, und "braune Socke", der die immer gleichen Stutzen trägt. Yohannes und Yuhannes werden zu "Big John" und "John". Hermon heißt Hermon.

Wie gut die Mannschaft wirklich ist, kann zu diesem Zeitpunkt noch niemand einschätzen. Großes Potential, denkt Lotto. Pellikaan ist skeptisch. Er hat gegoogelt.

250 Nationalmannschaften führt der Welt-Fußballverband FIFA in seiner Rangliste. Eritrea bildet das Schlusslicht. Fünf Plätze hinter den Turksund Caicosinseln, zehn hinter Montserrat, hundert hinter Kirgisistan. Den nackten Zahlen nach sind die Eritreer eine Schießbudentruppe. Das ist die eine Seite.

Die andere Seite hat nur indirekt mit Fußball zu tun. Eritreische Spitzensportler genießen ein Privileg: Sie dürfen reisen. Als Botschafter im Ausland sollen sie Normalität repräsentieren. Am ehrlichsten aber vertritt ein Eritreer das Regime, indem er davor flieht. Afrika-Meisterschaft, WM-Qualifikation, CECAFA-Cup: In den vergangenen zehn Jahren haben mehr als 60 Spieler fünf verschiedener Nationalmannschaften die Bühne des Weltfußballs genutzt, um sich abzusetzen.

Über die Hintergründe wollen die Eritreer nicht sprechen. Sie sind Söhne, Brüder, Ehemänner. Ihre Flucht kann das Regime kaum leugnen, aber diejenigen für den Verrat bestrafen, die zurückgeblieben sind. Der Geheimdienst hört, sieht und liest alles. Auch im Ausland. Er verzeiht nicht.

Auch Lotto und Pellikaan bleiben zurückhaltend, wenn sie nach der Flucht ihrer Spieler gefragt werden. Wir wissen nicht viel, sagen sie. Und erzählen dann nur das, was sie erzählen wollen. In knappen Sätzen.



Dezember 2012, Uganda. Die Flucht war geplant. Die Spieler haben Kontakte in Kampala. Bereits geflüchtete Eritreer, die ihre Hilfe anbieten. Am Tag nach dem Spiel darf die Mannschaft das Hotel für einen Stadtrundgang verlassen. In einem Shoppingcenter in der Innenstadt Kampalas teilen sie sich auf. Sie werden erwartet. Auf Fahrrädern, Motorrollern und den Rücksitzen klappriger Autos, die ihre Helfer organisiert haben, verschwinden die Fußballer in der zersiedelten Millionenstadt. Sie verstecken sich in den Wohnungen ihrer Helfer. Zwei Tage später tauchen die Spieler geschlossen wieder auf: im Büro des ugandischen Staatsministeriums für Katastrophenschutz und Flüchtlinge. Sie werden in einem Flüchtlingslager der UN untergebracht.

Das Hilfswerk der UN bemüht sich, die Eritreer nach Europa zu vermitteln. In Uganda fühlen sich die Fußballer nicht sicher. Sie haben Angst, der Geheimdienst, "der lange Arm des Regimes", könne auch hier noch nach ihnen greifen.

Nach sechs Monaten in Kampala verlassen die Eritreer im Sommer 2013 Uganda. Sie werden nach Rumänien ausgeflogen und bei Temeswar, im Westen des Landes, in ein Transitzentrum verlegt. Das Camp, das erste seiner Art in Europa, wurde 2008 als Notfallunterkunft für Flüchtlinge gegründet, denen im ersten Zufluchtsland die Rückführung oder politische Verfolgung droht. Sie sollen hier auf ihr neues Leben vorbereitet werden. Das Camp bietet Kurse an.

Niederländisch, das merken die Spieler schnell, ist keine einfache Sprache.

Das, sagen Lotto und Pellikaan, dürfe man schreiben.

Frühsommer 2014. Lotto organisiert ein erstes Freundschaftsspiel gegen einen unterklassigen Verein aus der Region. Vor dem Anpfiff steht er in der Kabine und schreibt die Aufstellung an die Tafel: 4–2–3–1, braune Socke auf links, Hermon zentral, Kartoffel vorne, Frankenstein macht den Abräumer. Pellikaan ist nicht wohl bei der Sache. Er macht sich Sorgen um die Jungs. Ein Mensch, findet er, kann nicht unendlich viele Niederlagen verkraften.

Die Eritreer gewinnen das Spiel mit 5:0. Da wäre mehr drin gewesen, mosert Lotto, zwanzig Tore, ganz locker. Er hat Blut geleckt.

Zweites Spiel, ein Gegner aus dem gehobenen Amateurniveau. Pellikaan rechnet mit dem Schlimmsten. Totaler Irrsinn, keine Chance, ohne mich. Er meldet sich zum Streifendienst.

Wieder gewinnen die Eritreer, allerdings knapp, mit nur einem Tor. Mindestens fünf, sechs hätten es sein müssen, schimpft Lotto, man habe den Gegner schwindelig gespielt, rechts, links, tiki-taka. Heute, sagt er, verstehe er die Zurückhaltung seiner Jungs. Die Angst vor Zurückweisung spielte in den Köpfen mit.

Die Ankunft der Eritreer in Gorinchem fällt in den Vorlauf der Europawahl. Die politische Rech-



te rechnet sich gute Chancen aus. Geert Wilders, der Posterboy der Populisten in den Niederlanden, Vorsitzender der Partei für die Freiheit PVV, ein schmächtiger Mann mit Mozartfrisur und Porzellangesicht, ist gerade dabei, sich öffentlichkeitswirksam einzuschießen. Gegen die EU, gegen Einwanderung, gegen alles Fremde. Für ihn kommen die Eritreer zur rechten Zeit.

In den Medien spricht Wilders von einer Perversion des Asylrechtes, Schleusenöffnung, einer fatalen Signalwirkung. Es sei kein Wunder, wenn nun tausende Eritreer in der Hoffnung auf Sozialleistungen in die Niederlande strömen würden, sagt er.

Idiot, sagt Lotto.

Die Menschen in Gorinchem sind Arbeiter. Die Stadt, 35 000 Einwohner, hat ein großes Industriegebiet mit Fabriken, einen Binnenhafen und eine Werft, die Schiffe in die ganze Welt verkauft. Nach Feierabend trifft man sich in der Altstadt. Auf dem großen Platz vor dem alten Stadthaus wird Bier getrunken, dazu gibt es Bitterballen — frittierte Fleischkroketten —, aber auch Gyros, serviert von Kellnern, die untereinander griechisch sprechen. Gastarbeiter haben die Geschichte der Stadt mitgeschrieben. Den Bürgermeister stellen traditionell die Linksliberalen. Geert Wilders, möchte man denken, hat hier nur wenige Freunde.

Die Stadtverwaltung verteilt die Eritreer auf fünf Wohnungen, die so nah beieinanderliegen, dass

Immer mehr Zeitungen schicken ihre Reporter vorbei. Aus der Flüchtlingsgeschichte wird ein Fußballmärchen. Die Artikel schreiben jetzt Sport journalisten

sie Nachbarn sind. Lotto und Pellikaan helfen beim Einrichten. Eines Morgens stehen sie mit Kisten in der Einfahrt, als ein älterer Herr aus dem Nachbarhaus geschossen kommt. Er ist wild vor Wut. Sein Sohn, schäumt er, warte seit Jahren auf eine Wohnung, und den Ausländern werde alles hinterhergeschmissen. Eine Wohnung? Pellikaan baut sich vor dem Mann auf. Kein Problem, sagt er, in Eritrea sind gerade welche frei geworden.

Die Nachricht von der "Truppe aus Afrika" macht die Runde. Immer mehr Vereine melden sich bei Lotto. Auch die Kozakken Boys aus dem nahen Werkendam, höchste Amateurliga, eine echte Hausnummer. Lotto ist begeistert. Du gehörst eingeliefert, sagt Pellikaan. Kurz vor Schluss kassieren die Eritreer den Ausgleich. 800 Zuschauer, Standing Ovations. Die Mannschaft macht bald mehrere Testspiele pro Woche. Sie bleibt ungeschlagen. Immer neue Zeitun-

Als Kind kickte
Mehari oft mit
seinen Freunden im Dorf.
Es heißt, er
habe schlecht
gespielt. In
Balingen stand
er nur noch
am Rande des
Fußballfelds,
spielte nicht
mehr mit. Er war
ein Außenseiter.

gen schicken ihre Reporter vorbei. Aus der Flüchtlingsgeschichte wird ein Fußballmärchen. Die Artikel schreiben jetzt Sportjournalisten.

Sparta Rotterdam, ein Profiverein aus der zweiten Liga, sucht einen Aufbaugegner. Pellikaan ist am Verzweifeln. Man müsse doch auch mal zufrieden sein, findet er. Tiki-taka, rechts, links, 2:1. Spartas Trainer ist dermaßen sauer, dass er Lotto nach dem Abpfiff den Handschlag verweigert. Die Presse überschlägt sich.

Auf der Autobahn, sie sind auf dem Weg zu einem Radiointerview, klingelt Lottos Handy. Der Mann am anderen Ende spricht Oxford-Englisch mit arabischem Akzent. Er stellt sich als Funktionär von Al-Wasl vor, einem Club aus Dubai. Sie seien in den Niederlanden und an einem Freundschaftsspiel interessiert. Mit anschließendem Bankett. In drei Tagen? Bloß nicht, sagt Pellikaan. Aber sicher, sagt Lotto. Er ist aufgeregt. Sein Idol, Diego Maradona, das weiß er, war mal Trainer bei Al-Wasl.

Am Stadion in Rotterdam wird die Mannschaft von Sicherheitskräften in Empfang genommen. Alles ist abgeriegelt. In den Tribünenlogen sitzen Männer in knöchellangen Gewändern. Lotto versucht den Funktionär aufzutreiben. Er hat gehört, dass Maradona noch im Verein sein soll. Beim Bankett will er unbedingt neben ihm sitzen. Zumindest gegenüber.

Die Eritreer verlieren durch ein spätes Tor. Nach dem Spiel steckt der Funktionär Lotto ein paar Scheine zu. Kein Bankett, kein Maradona, sorry. Mit dem Geld fahren Lotto und Pellikaan zu McDonalds und kaufen Burger und Fritten für alle.

Neue Woche, alles beim Alten. Eine Weile geht es noch gut: Training, Training, Freundschaftsspiel, Training. Dann reicht es nicht mehr. Der echte Wettkampf fehlt, Tabellen, Punkte, Zählbares.

Der niederländische Fußballverband macht keine Ausnahmen. Wer oben mitspielen will, muss unten anfangen. Ganz unten. In den Niederlanden gibt es acht Amateurligen.

Lotto und Pellikaan versuchen, die Spieler an einen der beiden lokalen Clubs zu vermitteln. Sie sollen als Mannschaft zusammenbleiben. Beide Vereine lehnen ab. Wir verlieren unsere Wurzeln, sagen sie.

Auch abseits des Platzes kippt die Stimmung. Die Eritreer sind zunehmend unzufrieden. Warum müssen wir uns immer noch Wohnungen teilen, fragen sie? Da sind sie seit einem Jahr in den Niederlanden.

Dann bekommt Lotto einen Anruf von den Kozakken Boys und alles wird kompliziert. Sie wollen Hermon.

Samstagabend, 23. Juli 2016. Zwei Dutzend Männer in Jeans und Allwetterjacken stehen am Geländer des Fußballstadions in Werkendam. Der Wind pfeift über den Kunstrasen. Hermon trabt über die Seitenlinie Richtung Mittelkreis, wo sich seine Teamkameraden bereits um den Trainer aufgestellt haben. Er reiht sich in die Gruppe ein. Der blonde Holländer zu seiner rechten überragt ihn um eine Kopflänge. Hermon ist der einzige Eritreer auf dem Platz. Kein Frankenstein, kein Tarzan, keine Kartoffel. "Konzentration", brüllt der Trainer. Die erste Mannschaft der



Mittagspause in Gorinchem: Zwischen Orchideen und Delfter Porzellan

Kozakken Boys steckt mitten in der Saisonvorbereitung.

Lotto hat sich neben Pellikaan auf die Tribüne gesetzt. Vor ihnen auf dem Platz pendeln die Spieler in tiefen Ausfallschritten zwischen den Seitenlinien. "Als klar war, dass Hermon uns verlässt, habe ich die Jungs gefragt, ob sie als Mannschaft weitermachen wollen. Bleibt zusammen, habe ich gesagt, dann seid ihr stärker. Zusammen fallt ihr auf." Lotto zuckt mit den Schultern, als wolle er sagen: Das war es dann. "Sie wollten es alleine versuchen. Wir werden Profis, haben sie gesagt."

Ein gutes Jahr ist nun vergangen, seit sich das Team aufgelöst hat. Lotto steckt die Hände in die Taschen seiner Jacke. "Es war die Schere zwischen Erwartung und Realität. Sie dachten, sie sind Stars, sie kommen hierher und ihnen wird alles geboten. Sie haben nicht verstanden, was für ein Glück sie hatten, wieviel Unterstützung sie bekommen haben."

Pellikaan nickt.

Die Eritreer, erzählt er, spielen immer noch Fußball. Bei den beiden Vereinen, die sie zuerst abgelehnt hatten. Sie haben eigene Wohnungen, gehen zur Schule, lernen Niederländisch und wollen nun Verkäufer, Fahrradmechaniker oder Friseur werden.

Diese Geschichte begann am 1. Dezember 2012. Mit einer Niederlage.

Lotto schaut über den Rasen. Dann sagt er: "Es war eine schöne Geschichte."



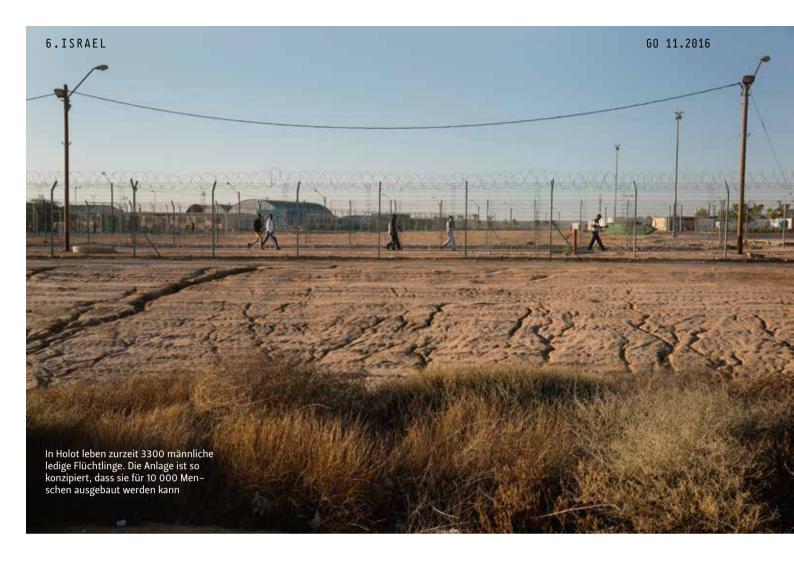


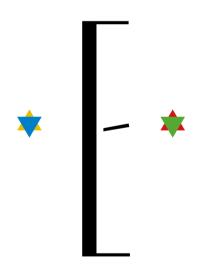
6.ISRAEL GO 11.2016

TEXT: MARIA TIMTSCHENKO FOTO: NANNA HETTMANN

Bluts Iyassu kam nach Israel, weil er die Freiheit suchte, wie 30 000 andere Eritreer, die zurzeit dort leben. Doch nur Juden werden dort als Verfolgte anerkannt. Nicht jüdische Flüchtlinge werden als "Eindringlinge" weggesperrt







Es gibt einen Ort in Israel, der ist auf keiner Karte verzeichnet. Manche Israelis wissen nicht einmal, dass er existiert. Er liegt bei 30 Grad 52 Minuten 59 Sekunden nördlicher Breite und 34 Grad 27 Minuten 13 Sekunden östlicher Länge. Mitten in der Wüste Negev. Zehn Kilometer weiter beginnt der Sinai, ägyptisches Staatsgebiet. Eine Müllkippe aus Bierdosen, Colaflaschen, Spielkarten und Plastiktüten begrenzt den Ort. Und Büsche, kaum grün, mehr graubraun, von der Sonne verbrannt. Dieser Ort, den es auf offiziellen Karten nicht gibt, ist ein Gefängnis, das offiziell kein Gefängnis ist. Es trägt den Namen Ho-

lot, Hebräisch für "Sanddüne" und beherbergt 3300 vor allem eritreische und sudanesische Flüchtlinge. Oder, wie sie im israelischen Gesetzbuch genannt werden: Eindringlinge.

Einer dieser Eindringlinge, die im Nirgendwo der Wüste weggesperrt werden, ist Bluts Iyassu. Als sie ihn nach Holot schickten, war er gerade als Küchenhilfe in einem Fastfood-Restaurant in Ra'anana angestellt, eine Stadt im Herzen Israels. Mit dem Geld, das er verdiente, unterstützte er seine Familie in Eritrea. Doch jetzt sitzt Iyassu schon seit zehn Monaten in Holot ein, das Geld für seine Familie bleibt aus.

Nicht einmal der Mond schien am Himmel über Mendefera in Eritrea, als Iyassu sich am 11. September 2009 aufmachte, sein Land zu verlassen. Es war eine willkommene Dunkelheit, die Schutz versprach. Iyassu nahm nur ein wenig Wasser und Geld mit auf die Reise, dazu eine Handgranate, man kann ja nie wissen. Seiner Mutter erzählte er nichts. "Sie hätte es nicht erlaubt", sagt er. Drei seiner älteren Brüder waren vor ihm geflohen, das hatte die Familie 12 000 Nakfa gekostet. Umgerechnet etwa 800 Euro, die sie als Buße an den Staat zahlen mussten. Flucht ist in Eritrea Landesverrat.

In der Nacht, in der Iyassu loszog, wusste er nicht viel über Israel. Er hatte im Geschichtsunterricht vom Holocaust gehört und über den Unabhängigkeitskrieg gelesen. Er hatte eine Weile darüber nachgedacht und war zu dem Schluss gekommen:





Bluts lyassu trifft eine Verwandte in Tel Aviv. Die rechte Schulter gegeneinanderdrücken — eine typisch eritreische Begrüßung

Von allen Ländern, in die man flüchten könnte, müsste Israel das Beste sein. Zum einen ist es auf dem Landweg zu erreichen — Iyassu würde nicht in die Nähe des gefährlichen Mittelmeers kommen, in dem seine Landsleute ertranken, und auch keinen Fuß nach Libyen setzen, wo IS-Kämpfer eritreische Christen abschlachteten. Zum anderen, und das war für Iyassu weit wichtiger, wussten die Juden, was es heißt, geflohen zu sein.

Die Israelis, Gemeinschaft der Geflüchteten, würden ihn zum Essen einladen und an ihrem Tisch willkommen heißen.

So dachte Iyassu. Und so machte er sich auf, aus Eritrea, über den Sudan und den Sinai ins Gelobte Land.

May Golan ist in eben diesem Gelobten Land geboren und aufgewachsen. In Süd-Tel Aviv, sie hat ihr Viertel nie verlassen. Noch immer wohnt die 30-Jährige zusammen mit ihrer 68-jährigen Mutter in einem Appartement nahe der alten Busstation. Vor vielen Jahren kaufte die Mutter die Wohnung, weil sie Süd-Tel Aviv lebendig und kunterbunt fand. Golan schnaubt ein zynisches Lachen: "Eigentlich wollte sie ein Appartement am Rothschild Boulevard kaufen, heute wohl die teuerste Straße der Stadt. Und jetzt? Jetzt wird sie ihre Wohnung nie mehr los, da will doch keiner wohnen."

Süd-Tel Aviv war nie ein schickes Viertel. Seit Jahrzehnten leben hier viele Ausländer, denn in den 90ern holte Israel vorrangig philippinische und thai-



ländische Altenpflegerinnen ins Land. Außerdem war das Viertel bekannt für seine vielen Prostituierten und Drogenabhängigen. Doch Golan sagt, dass es erst jetzt, mit all den Afrikanern, für sie zum Ghetto geworden sei: "Wir sind die eigentlichen Flüchtlinge hier. Wir Juden sind in Süd-Tel Aviv eine Minderheit, die jeden Tag verfolgt wird. Ich werde beschimpft, sexuell belästigt, ich bin in Gefahr — ich könnte nach Deutschland kommen und um Asyl ersuchen."

Golan sitzt in einem koscheren Restaurant im touristischen Viertel Old Jaffa in Tel Aviv. Sie hat ein beige-farbenes Kostüm an, ihr kastanienbraunes Haar liegt ordentlich, zu sanften Wellen geformt, auf ihren Schultern. Nachher hat sie noch einen Fernsehtermin bei Channel 20. Zwar geht sie zuvor noch in die Maske, aber vollendet geschminkt hat sie sich bereits. Golan gründete vor fünf Jahren die Organisation "Hebrew City", die sich dafür einsetzt, dass Tel Aviv und ganz Israel jüdisch bleiben. Schließlich sei es der einzige sichere Zufluchtsort für Juden, die auf der ganzen Welt antisemitischen Angriffen ausgesetzt sind. Golan hat einen eigenen Youtube-Kanal und 15 000 Follower bei Twitter. Sie plant, sich für das israelische Parlament aufstellen zu lassen.

Die junge Frau bestellt Lachsnudeln und panierten Fisch mit Reis. "Unsäglich", platzt es nach ein paar Happen aus ihr heraus. Sie lässt die Kellnerin kommen und das Essen einpacken, man kann ja nie wissen. "Vielleicht", sagt sie, "will jemand von meinen Mitarbeitern es morgen essen." Sie spricht laut

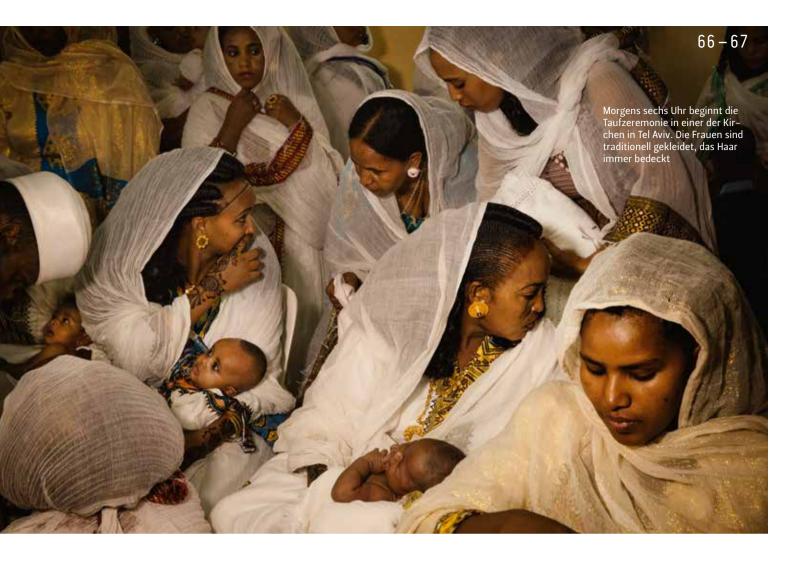
Rund 42 000 Flüchtlinge leben derzeit in Israel, etwa 30 000 stammen aus Eritrea. Die Hälfte von ihnen hat Asyl beantragt

und lauter sobald sich das Restaurant füllt. Und dabei nimmt Golan kein Blatt vor den Mund. "Politische Korrektheit ist eine Krankheit. Ich wurde nicht dazu erzogen zu lügen." Das hat dafür gesorgt, dass sie in den vergangenen Jahren häufig in den Schlagzeilen landete, auch beim rechtskonservativen US-Sender Fox bekam sie einen Auftritt.

Um von Tel Aviv nach New York zu kommen, etwa 9115 Kilometer weit, nahm Golan einen Flieger und war in zehn Stunden da. Sie kann sich auf der Welt frei bewegen.

Zwischen Iyassus Heimatstadt und Tel Aviv liegen 3550 Kilometer. Doch Iyassu kann sich nicht frei bewegen. Er hat keinen Pass. Niemand in Eritrea, der jünger als 50 ist, besitzt einen Pass. Iyassu brauchte bis Tel Aviv neun Monate und etwas mehr als drei Wochen. 2300 Euro kostete die Flucht, fast das Hundertfache seines Monatslohns — bezahlt von seinen Geschwistern im Ausland.

Wie alle Männer in Eritrea wurde auch Iyassu, damals Geographielehrer, zum Militärdienst ein-



gezogen. Laut Gesetz soll dieser 18 Monate dauern, doch kann er von der Regierung auf unbestimmte Zeit verlängert werden. Iyassu verdiente als Soldat umgerechnet etwa 25 Euro im Monat. Zu wenig, um seine Eltern zu unterstützen. Viel zu wenig, um etwas für die eigene Familienplanung zur Seite zu legen.

Iyassu marschierte schnell, immer nachts, tagsüber schlief er unter einem Busch. Bei jedem Schatten, bei jedem Geräusch, das er zu hören glaubte, zuckte er zusammen und warf sich auf den Boden. Am dritten Tag glaubte er, die Grenze bereits passiert zu haben. Iyassu erlaubte es sich, tagsüber zu gehen. Ein Soldat erspähte ihn, legte an und schoss. Der Schuss verfehlte. Iyassu rannte, bis er nicht mehr konnte. Erst als die Dunkelheit hereinbrach, spürte er, wie sein Herzschlag sich nach Stunden zum ersten Mal wieder verlangsamte.

In den meisten Fällen waren es Toyota-Pickups, mit denen die Schlepperbanden ihre Kunden von Karthum bis in den Sinai schmuggelten. In seltenen Fällen auch Mitsubishis. Iyassu sagt, das sind gute Autos, diese Toyotas, robust und geländegängig. Er hat in vielen davon gesessen, mit 17 Leuten auf der Ladefläche, denn mehr passen wirklich nicht darauf. Untergehakt, die Leiber aneinandergepresst, damit niemand hinunterfällt. Wer fällt, wird zurückgelassen. Ein paar Kilometer vor der israelisch-ägyptischen Grenze wurden sie abgesetzt, 35 Menschen aus zwei Toyotas, darunter auch Frauen und ein Kind. Sie sollten leise sein, ganz leise. Iyassu achtete schon

seit Monaten darauf, nicht zu viele Geräusche zu machen. Außerdem empfahlen die Schlepper: "Schuhe ausziehen! Die Sohlen sind zu laut, die ägyptischen Soldaten werden euch hören und erschießen." Also gingen sie barfuß weiter.

Ivassu fläzt in seinem Plastikstuhl, als er das schildert, leiert seinen Bericht von der Flucht herunter wie ein Schulkind, das gelangweilt ein Gedicht vorträgt. Oft schon hat er seine Geschichte erzählt. Dem Innenministerium, den Hilfsorganisationen, der Presse. Die BBC war da und die Deutsche Welle. Geändert hat sich doch nie etwas. Iyassu trägt eine graue Jogginghose, Plastiklatschen und ein orangenes T-Shirt. Eritreer, die man auf Tel Avivs Straßen trifft, achten auf ordentliche Kleidung: Hemd, gepflegte Turnschuhe, nie eine kurze Hose. Doch hier in Holot ist alles anders — sie ziehen an, was bequem ist. An der rechten Hand trägt Iyassu einen Siegelring, gekauft von seinem ersten Gehalt in Israel. 250 Euro - angeblich echtes Gold. Signum seines Neuanfangs.

"Jedes Mal, wenn wir Schüsse hörten, sind wir losgerannt", erzählt er. "Zwei Frauen wurden an der Grenze erschossen, zwei weitere Frauen von den ägyptischen Grenzsoldaten gefangengenommen." An der Stelle, an der Iyassu die Grenze überqueren wollte, war damals noch ein kleiner Zaun — ein letztes Hindernis. Seine Füße bluteten, die Dornen in der Wüste Negev hatten sich in seine Fußsohlen gebohrt, als wollten sie ihn nicht gehen lassen. Er kroch un-



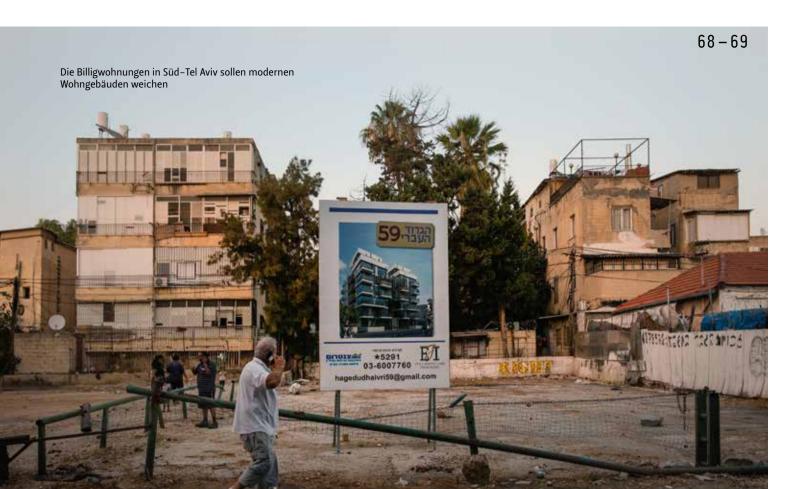
ter dem Zaun hindurch. Zum ersten Mal betrat Iyassu das Gelobte Land. Die israelischen Soldaten empfingen ihn freundlich.

Zuversicht durchströmte Iyassu. Er ahnte nicht, wie wenig gerechtfertigt sie war. Rund 42 000 Flüchtlinge leben derzeit in Israel, etwa 30 000 stammen aus Eritrea. Die Hälfte von ihnen hat Asyl beantragt. Genehmigt wurden sechs Anträge. Eritreer sind Christen oder Moslems. In Israel ist es Juden vorbehalten, als Verfolgte anerkannt zu werden. Auch können nur Juden israelische Staatsbürger werden — alle anderen bleiben von diesem Recht ausgeschlossen.

Die Aktivistin Golan findet, Israel ist noch lange nicht abweisend genug gegenüber Flüchtlingen. Insbesondere zweifelt sie an der abschreckenden Wirkung von Holot. "Die ganze Einrichtung ist ein Witz. Seit die Eindringlinge zu uns ins Land gekommen sind, hatten sie nur Rechte. Keine Pflichten. Sie zahlen keine Steuern, sie zahlen keine Sozialversicherungen und jetzt werden sie auch noch kostenlos untergebracht. Wen soll das aufhalten, nach Israel zu kommen?" Dass es mit dem zweimonatigen Visum Flüchtlingen nicht erlaubt ist, legal zu arbeiten und damit auch Teil des Steuer- und Sozialsystems zu werden, beachtet sie nicht. Der Oberste Gerichtshof hat entschieden, dass Flüchtlinge, die einen Arbeitsplatz haben, nicht abgeschoben werden dürfen. Es ist also nicht legal. Aber auch nicht illegal. Es ist irgendwas dazwischen.



Goitom ist Meharis älterer Bruder. Er lebt in Tiberias. "Wenn ich bei Mehari gewesen wäre", sagt er "wäre er noch am Leben."



Vier Jahre lebte Iyassu in Ra'anana. Anfangs hatte er in einem italienischen Restaurant gejobbt, war Tellerwäscher, half dem Chefkoch. "Ich wurde zum Profi am Pizzaofen", sagt Iyassu. Als der Laden schloss, wechselte er in eine kleine Fish-and-Chips-Bude.

Alle zwei Monate musste Iyassu seine Aufenthaltsgenehmigung bei der Visa-Erneuerungsstelle in Tel Aviv verlängern. Jedes Mal erbat er sich einen freien Arbeitstag vom Chef, dann reiste er eine Stunde mit dem Bus aus Ra'anana an, meist früh um fünf Uhr, stellte sich in die lange Schlange vor der Behörde und hoffte auf einen Stempel noch am selben Tag. Die Visa-Stelle schließt um 18 Uhr. Wer bis dahin nicht dran war, muss am nächsten Tag wiederkommen. Manche verlieren so ihren Job.

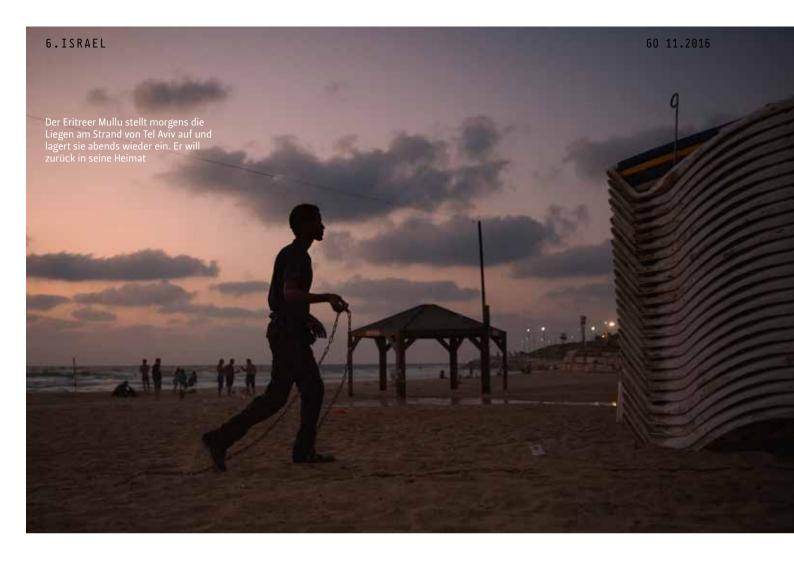
Kurz vor dem fünften Jahrestag seiner Flucht bekam Iyassu keinen Stempel, sondern einen Bescheid, seine Sachen zu packen. Packen wofür? Iyassu spricht Hebräisch, der Beamte in der Visa-Stelle fragte ihn: "Willst du nach Uganda?" "Nein", sagte Iyassu. "Willst du nach Ruanda?" "Nein", antwortete Iyassu. "Was willst du?" Iyassu sagte: "Wenn mein Land frei ist, dann verlasse ich euer Land morgen." Der Beamte schickte ihn nach Holot.

Holot ist eine offene Einrichtung, so heißt es, ein ganz normales Flüchtlingscamp. Mit Doppelstockbetten, Toiletten, Klimaanlage. Der Unterschied zu einer tatsächlich offenen Einrichtung ist, dass sich in Holot die Flüchtlinge jeden Morgen um sechs und abends um zehn Uhr melden müssen. Tagsüber können sich die Einwohner von Holot frei bewegen. Sie könnten zum Beispiel in die Wüstenstadt Beer Sheva fahren, die eineinhalb Stunden entfernt liegt. Oder nach Tel Aviv — drei Stunden entfernt. Nur bezahlen können sie es häufig nicht. Jeder Insasse bekommt 16 Shekel pro Tag, umgerechnet etwa vier Euro. Die einfache Fahrt nach Beer Sheva kostet 18 Shekel. Also bleibt tagsüber meist nur die Wüste.

2007 verstärkte die eritreische Regierung die Repressionen gegen religiöse Minderheiten. Daraufhin stiegen 2008 die Flüchtlingszahlen in Israel rapide an. Von der Flüchtlingswelle wurde das israelische Parlament, die Knesset, überrascht. Das Land hat 1951 die Genfer Flüchtlingskonvention unterzeichnet, die es untersagt, Flüchtlinge, die Zuhause wegen ihrer Rasse, politischen Überzeugung oder Religion verfolgt werden, in ihre Heimatländer zurückzuschicken. Also ersetzte die Knesset den kleinen hüfthohen Zaun an der Grenze zum Sinai durch einen stärkeren, abschreckenderen Schutzwall. 243 Kilometer lang, 4,70 Meter hoch. Verzinkter Stahl, Stacheldraht, Überwachungskameras und Radaranlagen. Kosten: 370 Millionen Euro. Projektname: Sanduhr. Die Zeit der Flüchtlingsströme war verronnen.

Für den Fall, dass es doch noch jemand über die Grenze schaffen sollte, richtete die Regierung ein Gefängnis ein.

Wie Iyassu wird auch anderen Flüchtlingen die Möglichkeit gegeben, nach Uganda oder Ruanda aus-



zureisen. 3100 Euro auf die Hand. 1550 Eritreer sind dieses Jahr schon gegangen.

Um die "Eindringlinge" loszuwerden, hat sich die israelische Regierung um Premierminister Benjamin Netanjahu auf ein Tauschgeschäft mit den beiden afrikanischen Ländern eingelassen. Uganda und Ruanda nehmen 40 000 eritreische und sudanesische Flüchtlinge auf, dafür bekommen sie von Israel Waffen und Verteidigungs–Know–how.

"Ich habe festgestellt, dass etwas falsch läuft in meinem Land", sagt Golan, "als eine 83-jährige Frau brutal von einem Eritreer vergewaltigt wurde oder als eine 50-jährige Invalidin von Eritreern vergewaltigt und zusammengeschlagen wurde oder als eine 60-jährige Frau aus ihrem Haus trat, um Milch zu kaufen und dann ohne Grund getötet wurde." Golan hat viele solcher Angriffe von Ausländern auf Israelis parat. Beinahe wäre sie selbst vergewaltigt worden, erzählt sie, 200 Meter von ihrem Haus. Die Aussagen, die sich nachprüfen lassen, stimmen. Golan ist klug genug, sich keine dieser Nachrichten auszudenken. Das muss sie auch nicht, tatsächlich hat die Anzahl der Straftaten laut israelischer Polizei mit der Flüchtlingswelle zugenommen.

"Viele Flüchtlinge sind traumatisiert von der lebensbedrohlichen Reise", erklärt der Psychiater Ido Lurie. "Sie haben in Israel keine Unterbringung, keinen Job. Sie können die Sprache anfangs nicht. Sie werden auf offener Straße beschimpft. Sie haben keine Freunde oder Verwandte. Sie hängen einfach Wenn Golan und andere Israelis heute Eritreer und Sudanesen als "Eindringlinge" bezeichnen, löst das, besonders bei älteren Israelis, ein Gefühl der Bedrohung aus



Ab morgens um fünf Uhr bilden sich lange Schlangen vor der Visa-Erneuerungsstelle in Bnei Brak. Manche stehen bis abends 18 Uhr dort

nur rum, im Ungewissen über ihre Zukunft. Das ist eine gute Voraussetzung, kriminell zu werden." Seit Februar 2014 leitet Lurie die Gesher-Klinik in Tel Aviv, eine Anlaufstelle für Flüchtlinge mit psychischen Problemen. "Am häufigsten diagnostizieren wir posttraumatische Belastungsstörungen und Depressionen. 15 Prozent sind schizophren", sagt Lurie. Die Patienten hätten Halluzinationen und Paranoia. "Doch da die Flüchtlinge psychologische Betreuung aus ihren Heimatländern nicht kennen, dauert es lange bis sie sich in die Klinik trauen", sagt Lurie. Sie medikamentierten sich lieber selbst — häufig mit Alkohol.

"Eritreer sind gewalttätig, weil ihre Kultur gewalttätig ist", sagt Golan. Oder: "Eritreische Männer vergewaltigen israelische Frauen, weil sie nicht verstehen, dass Frauen genauso viel Wert sind wie Männer." Wer Golan als beinharte Aktivistin wahrnimmt, die allein auf weiter Flur ist, der irrt. Denn sie hat einen starken Rückhalt in Regierungskreisen. Erst vor kurzem wurden 150 neue Polizisten, auf Drängen von Golan, in Süd-Tel Aviv eingesetzt. Von der Knesset bekommt sie Rückenwind: Miri Regev, Abgeordnete des Likud, bezeichnete die Flüchtlinge als "Krebsgeschwür im Körper der Nation". Später entschuldigte sie sich dafür und wurde Ministerin für Kultur und Sport.

Drei Mal die Woche ist die Gesher-Klinik geöffnet. Sonntags, dienstags und donnerstags, jeweils von 15 bis 18 Uhr. Neun Stunden, in denen die etwa 42 000 Flüchtlinge kommen können, die derzeit in Israel leben, um mit einem der vier Psychologen und Psychiater zu sprechen. Getan haben das bislang 660. Auf der Warteliste stehen weitere 180.

Lurie betreut die Flüchtlinge nicht nur psychologisch. Er ist auch dafür zuständig, im Auftrag des Innenministeriums zu beurteilen, ob einer seiner Patienten gesund genug ist, um nach Holot zu gehen; ob er gesund genug ist, ins Gefängnis zu gehen mit über 3000 anderen Gefangenen, die meist auch eine traumatische Reise hinter sich haben, aber nicht therapiert werden; ob er es aushalten wird, ein Jahr in der Wüste zu sitzen und die Zeit abzuwarten.

Seit Beginn des Jahres kamen offiziell nur 18 Menschen illegal nach Israel. Die "Sanduhr" hat ihre Wirkung gezeitigt.

Golan benutzt mit Vorliebe das Wort "Eindringlinge" statt "Flüchtlinge". Damit ist sie auf Staatslinie, denn so steht es im Gesetz. Alles, was Flüchtlinge betrifft, fällt in Israel unter das "Gesetz gegen das Eindringen". Es stammt aus dem Jahr 1954. Während des Palästinakriegs nahm Israel drei Viertel des vormals palästinensischen Territoriums ein. Als wieder Frieden einkehrte, wollten viele der 700 000 geflohenen Palästinenser zurückkehren. Doch wer kam, wurde nach dem "Gesetz gegen das Eindringen" eingesperrt oder deportiert. Israel wollte keine potentiellen Terroristen ins Land lassen. "Eindringling" war in den Köpfen der israelischen Bevölkerung gleichgesetzt mit "Terrorist". Wenn Golan und andere Israelis heute Eritreer und Sudanesen als "Eindringlinge" bezeichnen, löst das, besonders bei älteren Israelis, ein Gefühl der Bedrohung aus. Bedroht werden will



Viele Flüchtlinge arbeiten in Restaurantküchen. Sie verdienen nicht den Mindestlohn und haben kein Recht auf Wochenende oder Krankentage

niemand. Erst recht nicht Israelis. Sie wollen nie wieder Opfer sein.

Gelegentlich bringt der Wüstenwind etwas Erfrischung nach Holot und macht die Sonne, die auf den Nacken brennt, erträglicher. Doch sobald er losbricht, erst sanft, dann stärker, wirbelt er auch Sand auf. Holots Einwohner halten sich dann schützend die Hände vors Gesicht, manche verschwinden in ihren Zimmern. Der Sand reibt auch in Iyassus Augen, er setzt sich fest in den Spalten seines Smartphones. Doch Iyassu mag den Wind — er macht die Wüste Negev zu einem menschenfreundlicheren Ort.

Um 18 Uhr geht Iyassu mit einer Traube Männer ins Gefängnis — Zeit fürs Abendessen. Es gibt Reis und Hühnchen, dazu ein bisschen Soße. Das Essen ist besser geworden in den vergangenen Monaten. Gemeinsam mit Hilfsorganisationen hatten die Insassen gegen die schlechte Qualität protestiert. Jetzt ist es genießbar und Iyassu will nicht klagen. Ein kleiner Erfolg in einem Leben, das er bisher als großen Misserfolg empfindet. Iyassu geht früh schlafen. Morgen wird er wieder um zehn vor sechs aufstehen und gleich nach der Insassenzählung losjoggen, 15 Kilometer durch die Wüste. Wie jeden Morgen, seit er in Holot ist.

In zwei Monaten wird Iyassu aus Holot entlassen. Dann ist die Zeit abgesessen, die das Gesetz ihm zugedacht hat. Er wird zurückgehen nach Ra'anana. Versuchen, wieder einen Job zu finden. Das Leben fortzuführen, aus dem er herausgerissen wurde.

Ein Neuanfang im Neuanfang. Bluts Iyassu war von Zuhause fortgegangen, weil das Leben in Eritrea für ihn keine Zukunft bereithielt. Er hatte gedacht, Israel sei die klügste Entscheidung, die er treffen konnte. Weil die Juden ihn verstehen würden. Wer, wenn nicht sie? "Ich hatte gedacht, sie würden mich zum Essen einladen", sagt er. "Stattdessen setzen sie den Tisch in Brand, nur damit ich ihr Haus wieder verlasse."

Drei Brüder und eine Schwester von Mehari leben in Israel. Der älteste von ihnen, Goitom Mesgen, wohnt am See Galilea und arbeitet in einem Restaurant als Küchenhilfe. In Asmara hat er Medizintechnik studiert. An Mehari erinnert er sich nur noch als Kind.





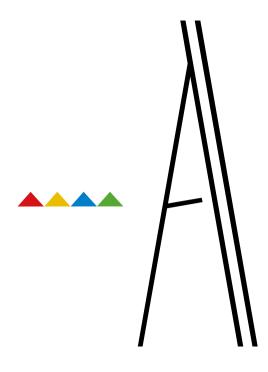


Eine junge Frau stirbt im Mittelmeer. Ihre Leiche wird nach Sizilien gebracht. Ihren Namen weiß niemand. "Cadavere #13" steht in ihrer Akte. Seit mehr als zwei Jahren versucht der Polizist Angelo Milazzo, sie zu identifizieren

TEXT: JOHANNES LAUBMEIER FOTO: CARLOS BAFILE



7.ITALIEN GO 11.2016





Im Rahmen der EU-Mission "Triton" fahren Kriegsschiffe oft bis auf wenige Seemeilen an die libysche Küste, um dort Menschen aus seeuntauglichen Booten zu retten

Als sie starb, trug sie schwarz. Ein Oberteil mit langen Ärmeln, darunter ein kurzes Top. Schwarze Jeans über schwarzen Leggins. Die dunklen, halblangen Haare hatte sie heller gefärbt. Ihre Socken waren bunt. Als sie starb, war sie zwischen dreißig und vierzig Jahre alt — das ist alles, was man von ihr weiß.

Warum sie an einem Tag im August in der Nähe der libyschen Stadt Zuwara auf ein Boot stieg warum sie floh, weiß man nicht. Auch nicht woher sie kam. Eritrea vermutlich, aber sicher ist das nicht.

Die Fakten sind: Am 24. August 2014, in der Nacht von Sonntag auf Montag, kentert ein 15 Meter langes, hellblaues Boot in der Straße von Sizilien, der Meerenge zwischen Afrika und Europa. Italienische Militärschiffe retten die Überlebenden und bergen die Leichen. Es ist der dritte Schiffbruch an diesem Wochenende. Die "Fenice" transportiert die Toten, insgesamt 24, in den Hafen der sizilianischen Stadt Augusta.

Es gibt ein Video von der Landung. Ein Lastwagen bringt leere Särge. Beamte von der Spurensicherung in Atemmasken und weißen Schutzanzügen tragen sie auf das Schiff. Carabinieri und das Rote Kreuz kümmern sich um die Überlebenden. Sie machen Notizen, zum Beispiel von einer Frau aus Eritrea, die verzweifelt ihre Schwester sucht. Hinter einer Plane, die Polizisten als Sichtschutz hochhalten, werden die Toten in die Särge gelegt. Fotos werden gemacht. Jede Leiche bekommt eine Nummer. "Cadavere #13", schreiben sie in die Akte der Frau in Schwarz.

Zwei Tage später landen die Akten auf dem Schreibtisch des Polizisten Angelo Milazzo in der benachbarten Stadt Syrakus. Vierzehn Männer, sechs Frauen und vier Kinder. Ohne Identität. Milazzo soll sie ihnen zurückgeben.

Milazzo ist bei der Polizei von Syrakus zuständig für Flüchtlingsfragen. Er ist Mitglied einer Einheit, die gegen Schleuser ermittelt. Wie gefährlich die Flucht über das Meer ist, weiß er genau. Seit Anfang 2014 starben mehr als zehntausend Flüchtlinge beim Versuch, Europa über das Wasser zu erreichen. Die gefährlichste Fluchtroute ist die "Central Med Route" von Libyen nach Lampedusa und Sizilien. 85 Prozent aller toten Flüchtlinge werden hier geborgen, auf einer Strecke, ungefähr so lang wie die Entfernung von München nach Köln.

Die meisten Flüchtlinge, die bei der Überfahrt sterben, können nicht identifiziert werden. Sie werden zu Zahlen in einer Statistik, die ihren Schrecken aus der Masse, nicht den Schicksalen zieht. Während die Toten im Rest Europas in Kurzmeldungen verschwinden, ist in Sizilien die Katastrophe greifbar. Angelo Milazzo ist einer von denen, die mit ihr konfrontiert sind, die versuchen, den Toten ihr Gesicht zurückzugeben, Menschen, die im Mittelmeer mit ihrem Leben auch ihre Identität verloren haben.



Eine Gruppe minderjähriger Flüchtlinge aus Ägypten am Bahnhof von Catania

Von seinem Büro aus kann Milazzo das Meer nicht sehen. Der Palazzo di Giustizia von Syrakus liegt hinter einem schweren Eisenzaun im Norden der Stadt, der Blick aus dem Fenster fällt auf Wohnblöcke und verdorrte Grundstücke.

Milazzo ist Hauptkommissar bei der Polizei von Syrakus, ein kompakter Mann mit großem Bauch. Seine Lippen hat der 57-Jährige meist ein wenig zusammengekniffen. Er lächelt selten, als müsse er sich das Glücklichsein einteilen. Sein Büro im fünften Stock sieht aus, als sei es über die Jahre zugewachsen. Aktenschränke zwängen sich zwischen Schreibtischen, zusammengestückelt aus verschiedenen Jahrzehnten. An der Wand hängt ein gerahmtes Poster, das italienische Kriegsschiffe zeigt – die gleichen, die Flüchtlingsboote bergen. Seine kugelsichere Weste hängt an einem Kleiderbügel in der Ecke, unter einer Plastikhülle, vor längerer Zeit gereinigt und seitdem nicht mehr gebraucht.

Hinter Milazzos Schreibtisch stapeln sich Ordner. Darin lagern die Akten der Opfer vom 24. August 2014. Auch die Akte der Frau in Schwarz liegt im Stapel. Opfer #13 steht in schwarzem Edding auf einem Deckel. Nach ihr sucht Milazzo seit mehr als zwei Jahren.

Die Leichen selbst sieht Milazzo nie. Stattdessen bekommt er die Fotos, die von der Spurensicherung am Hafen gemacht wurden. Er schaut sich die Bilder auf seinem Computer an. Langsam, seine Augen starr auf den Bildschirm gerichtet, scrollt er sich nach unten, dabei kaut er ein Kaubonbon nach dem ande-



Vor zwei Jahren hat das Rote Kreuz in Catania eine Arbeitsgruppe gegründet, die Menschen helfen soll, ihre vernissten Verwandten zu finden

7.ITALIEN GO 11.2016



Flüchtlinge gehen im Hafen von Augusta in Richtung Aufnahmezentrum. Auf Armbändern stehen ihre Nummern, die Sandalen haben sie von Helfern bekommen



Nach Flugzeugabstürzen lassen sich Verwandte über Passagierlisten finden. Flüchtlingsboote haben keine Passagierlisten

ren. Die Gesichter der Toten sind aufgequollen, viele Bauchdecken durch Hitze und Verwesung geplatzt. Milazzo öffnet den Ordner Nummer 13. Auf den Fotos stehen Menschen in Atemmasken hinter einem dunkel verfärbten Körper, der sich unter schwarzer Kleidung spannt. Dass ihm die Fotos allein nicht weiterhelfen können, merkt er sofort. Zwei Tage in Leichensäcken auf dem Schiff machen jede Identifizierung unmöglich.

Zuerst liest Milazzo die Obduktionsberichte. Seit Beginn der Flüchtlingskrise arbeiten die Gerichtsmediziner der Insel im Akkord. Viele von ihnen untersuchten in den letzten Jahren überwiegend Menschen, die bei der Flucht über das Mittelmeer gestorben sind.

Oft müssen sie so viele Tote obduzieren, dass die Leichenhallen zu klein sind, um alle aufzunehmen. Dann lassen die Forensiker Friedhöfe sperren und arbeiten unter freiem Himmel.

Die Todesursachen sind fast immer die gleichen: ertrunken, erstickt, erdrückt. Die Identitäten: meistens unbekannt.

Nach Flugzeugabstürzen lassen sich Verwandte über Passagierlisten finden. Die werden dann für einen DNS-Test eingeladen oder schicken Proben ihrer Angehörigen. Zahnbürsten oder Haarlocken zum Beispiel.

Flüchtlingsboote haben keine Passagierlisten. Außerdem kommen viele der Toten im Mittelmeer aus Ländern, in denen man ihre Verwandten nicht einfach anrufen kann, geschweige denn bitten, zu kommen. Im vergangenen Jahr baten Forensiker die Verwandten toter Flüchtlinge darum, nach Italien zu reisen. Man wollte die Toten des Bootsunglücks vor Lampedusa von 2013 identifizieren. Mehr als 350 Menschen starben damals. Es kamen rund siebzig Angehörige — aus Frankreich, Deutschland und der Schweiz. Bisher konnten sie 28 Opfer identifizieren. Aus Ländern wie Syrien oder Eritrea kam niemand.

Am 28. August 2014, vier Tage nach dem Schiffsunglück, besucht Milazzo die Überlebenden im Auffanglager. 352 Menschen konnte die Marine aus dem Wasser retten, sie kommen aus 13 verschiedenen Ländern, unter anderem Syrien und Eritrea. Milazzo liest ihnen die Steckbriefe vor, die die Gerichtsmedizin ausgefüllt hat. Größe, Alter, Kleidungsstücke, Narben — Dolmetscher übersetzen, Milazzo spricht



Seit mehr als zwei Jahren sucht Angelo Milazzo die Frau in Schwarz



Die Flüchtlingsgräber liegen in Catania am hinteren Ende des Friedhofs

nur italienisch. Drei Stunden dauert es, bis er alle Steckbriefe vorgelesen hat. Doch schon wenige Tage nach dem Unglück haben viele die Unterkunft verlassen und sich auf den Weg nach Nordeuropa gemacht. Am Ende kann er nur drei der Toten identifizieren.

Wenige Tage nach der Obduktion der 24 Toten findet im Krankenhaus die Trauerfeier statt. Priester, Imam, einige Polizisten und Journalisten. Nur wenige Minuten dauert die Andacht, dann werden die Toten auf Friedhöfen der Umgebung begraben, je nachdem, wo gerade Platz ist.

Die Ankunft der Flüchtlinge verändert die Ordnung der Toten genauso wie die der Lebenden. Der Friedhof von Catania, einer Stadt in der Nähe von Syrakus, ist so groß wie ein ganzes Viertel. An breiten, geteerten Straßen reihen sich blumenüberschüttete Gräber, darüber wachen Heiligenstatuen, erstarrt in Fürbitte für die Toten. Wer es sich leisten kann, baut seiner Familie hier ein Mausoleum, so groß wie ein kleines Einfamilienhaus. Mitarbeiter von Unternehmen werden in firmeneigenen Gräbern beerdigt, Gebäude wie Wohnblöcke, über deren Eingängen die Namen der ehemaligen Arbeitgeber stehen.

Die Gräber der toten Flüchtlinge liegen am Ende des Geländes, auf einer sonnenverbrannten Wiese hinter den Firmenmausoleen. In langen Reihen ragen Grabhügel aus der Erde, daneben Äste und Zweige von Bäumen und Sträuchern. Auf einigen der Hügel wuchert Unkraut, andere scheinen erst vor kurzem aufgehäuft worden zu sein. In den meisten, das zeigen kleine Messingschilder, liegen drei Särge übereinander. Insgesamt sind über hundert Flüchtlinge in Catania begraben. Einen Grabstein mit Namen hat nur eine der Toten. Alle anderen sind Nummern — PM 3900 06, PM 3900 07, CT 24, CT 23, CT 22. Was sie bedeuten, weiß der Friedhofsarbeiter nicht, der am Rand der Wiese steht. Die Schilder seien von der Stadt geliefert worden, er hätte sie lediglich in die Erde gesteckt. Ob jemand die Gräber besuche? Bisher seien nur Journalisten gekommen.

Wer in diesem Sommer durch sizilianische Städte geht, bekommt von den toten Flüchtlingen kaum etwas mit. Die Anonymität steht im Kontrast zur öffentlichen Trauer, mit der man sonst auf der Insel der Toten gedenkt. Wenn ein Sizilianer stirbt, geht das alle etwas an. An einem Haus in Catania, in dem vor kurzem ein junger Mann verstarb, haben seine Verwandten ein Banner von der Größe eines Bettlakens angebracht. Lasergedruckt lächelt der Verstorbene in die Straße, in der er früher lebte. Immer wieder kommt man auf dem Weg durch die Stadt an Anschlagtafeln vorbei, auf denen die "annunci funebri", Todesanzeigen, die aktuellen Todesfälle verkünden: Foto, Name, Sterbedatum, und das ewige Licht leuchte ihnen. Darunter stehen die Namen der Trauernden: Eltern, Geschwister, Kinder. Zur Beerdigung kommen auf Sizilien selbst entfernte Bekannte. Trauern ist Gemeinschaftsdienst.

In den ersten Tagen nach dem Unglück arbeitet Milazzo an der Identifizierung seiner Toten. Danach wird er abgezogen. Da immer neue Menschen ankommen, gibt es ständig neue Fälle für die Anti-Schleuser-Einheit. Doch Milazzo lässt das Schicksal der Toten nicht los. Er arbeitet weiter, nach Feierabend. Manchmal schläft er nachts nur eine Stunde.

Er findet heraus, dass auch die Marine Fotos gemacht hat, gleich nach der Bergung. Er öffnet einen anderen Ordner auf seinem Computer, beginnt wieder, durch Bilder zu scrollen. Diesmal sind die Gesichter bleich, umrahmt vom Grün der Leichensäcke. Milazzo biegt eine Büroklammer zwischen seinen Fingern. Auf einem Foto blickt eine Frau mit weit aufgerissenen, leeren Augen in die Kamera. Sie hat Schaum vor dem Mund, der Sack fällt um ihr Gesicht wie ein Kopftuch. Er biegt das Ende der Klammer nach oben, dreht sie zwischen seinen Fingern. Ein anderes zeigt einen Leichensack, in dem zwei Menschen liegen: Ein Mann, ausgestreckt, auf seiner Schulter ein Baby. Milazzo biegt die Klammer wieder nach unten. Die Fotos der Marine erinnern an Heiligenbilder, die man in Sizilien überall am Straßenrand sieht: Madonna im Gebet, Christophorus mit dem Jesuskind auf der Schulter. Nur kurz zeigt Milazzo die Fotos. "Man darf nicht im Bild drinbleiben", sagt er. Die Büroklammer bleibt verbogen auf dem Tisch liegen.

Er selbst sieht sich die Toten fast täglich an. Er durchsucht das Internet nach Vermisstenanzeigen, Facebook und Nachrichtenseiten aus Syrien, Libyen und Tunesien. Auf einer syrischen Internetseite findet er eine Liste mit 109 Vermissten. Er schickt Fragebögen an Menschen, die suchen und erhält 170 Antworten, mit Fotos der Menschen, von denen keiner weiß, ob sie noch leben. Er lässt sich die Handys der Toten

Milazzo lässt das Schicksal der Toten nicht los. Er arbeitet weiter, schläft nachts manchmal nur eine Stunde



52 Tüten für 52 Tote. In einem Labor in Palermo werden diese menschlichen Knochen auf ihr Alter getestet



Die Gerichtsmedizin in der Poliklinik von Palermo. Seit der Flüchtlingskrise ist die Arbeit um das Zehnfache angestiegen

7.ITALIEN GO 11.2016

geben. Manche haben Speicherkarten, die durch das Meerwasser nicht zerstört wurden. Die durchsucht er und findet, was man auf Handys immer findet: Fotos. Milazzo öffnet einen Ordner auf seinem Desktop. Auch die Frau in Schwarz hatte Bilder gemacht und sie auf ihrem Handy, einem rot-schwarzen Nokia gespeichert. Das erste zeigt sie in einem Wohnzimmer. Unter einem roten Kopftuch schaut sie schräg nach oben in die Kamera, Selfie-Pose, ernster Blick. Ein anderes zeigt sie mit Freunden, fünf Frauen im Kopftuch und drei Männer lächeln den Fotografen an. Milazzo untersucht die Fotos auf Hinweise, vergleicht sie mit den Bildern, die ihm die Marine gegeben hat.

Er liest die Simkarten der Handys aus und ruft die zuletzt gewählten Nummern der Opfer an. Auf Listen hat er zusammengefasst, was dabei herauskam – erreicht, belegt, Leitung tot. Die Liste von #13 füllt mehr als eine Seite.

Er erstellt ein Facebookprofil, mit dem hellblauen Boot als Coverfoto. Dort stellt er Ausschnitte der Fotos online, Kleidungsstücke, kleine Details. Er lernt einige Brocken Arabisch, um nach den Vermissten fragen zu können: Wer kennt jemanden mit einer Narbe am rechten Arm oder an der rechten Schulter? Wer kennt die Person, die dieses grün gestreifte Shirt trug? Bitte per Privatnachricht kontaktieren. Mehr als fünfhundert Menschen folgen der Seite.

Im November 2015 schreibt Angelo Milazzo seinen Abschlussbericht. Er hat mehr als dreitausend Überstunden gemacht. Ob es sich gelohnt hat? Er lächelt, zum ersten Mal an diesem Tag, nimmt sein Handy aus der Tasche und wischt durch einen Whatsapp-Chat. Bilder von bunten Blumen reihen sich aneinander. Jede Woche bekomme er die, von einem syrischen Anwalt, dem Bruder eines der Toten, die er identifiziert hat. Darunter steht, auf arabisch: Danke.

Eigentlich aber sei es bei seiner Arbeit um mehr gegangen. "Die Namen zu suchen ist ein Akt der Menschlichkeit", sagt er.



"Ich kann meine Schwester nicht finden", sagte die Frau im Leopardenkopftuch bei ihrer Ankunft am Hafen von Catania. Dann verschwand sie



Eine Kirche in Catania hat einen Altar den namenlosen Toten aus dem Mittelmeer gewidmet. Einmal im Jahr veranstalten sie eine Gedenkfeier

Ohne die Gewissheit, was aus ihren Verwandten geworden ist, können die Familien in den Heimatländern nicht um sie trauern, Frauen können ohne Totenschein nicht wieder heiraten. Milazzo nennt die fehlende Identität der Toten "Limbus". Dante Alighieri benutzt das Wort in der "Göttlichen Komödie" als Namen für die Vorhölle, den Ort für die Seelen, die weder im Himmel noch in der Unterwelt Platz finden. Ungewissheit als ewige Gefangenschaft.

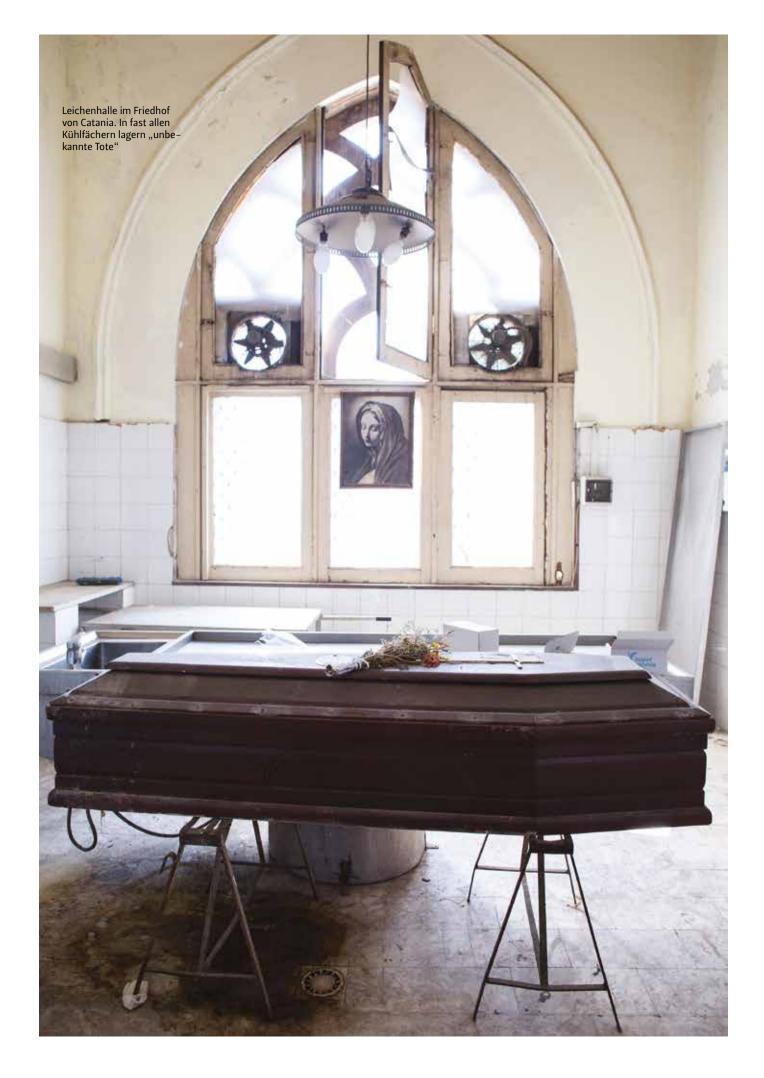
Was Milazzo nicht sagt: Der "Limbus", von dem er spricht, ist auch sein Gefängnis.

Am Ende konnte er 21 der 24 Toten zweifelsfrei identifizieren. 19 von ihnen kommen aus Syrien, je einer aus Marokko und Ägypten. Auf ihren Ordnern stehen heute Namen, bei zwei anderen wartet er nur noch auf den DNS-Vergleich. Wer die Frau in Schwarz ist, weiß er immer noch nicht. Auf ihrer Akte, immer noch: Opfer #13. Dabei hatte er zu Anfang eine Spur. Auf dem Gruppenfoto mit #13 und den lächelnden Frauen erkannte Milazzo eine Eritreerin. Es war die Frau, die am Tag, als das Schiff mit den Toten ankam, verzweifelt nach ihrer Schwester gesucht hatte — "Überlebende 224".

Als er versuchte, sie im Auffanglager zu treffen, war sie verschwunden. "Wohl nach Nordeuropa weitergezogen", sagte man ihm. Auf dem Nokia von #13 fand er auch eine deutsche Nummer. Milazzo rief an — Kurzes Tuten, dann: "die gewählte Rufnummer ist nicht vergeben".

Wenige Wochen nachdem Angelo Milazzo seine Geschichte erzählt hat, landet ein Schiff im Hafen von Syrakus. An Bord sind sieben Tote. Es ist der 8. September 2016. Seit Milazzo vor neun Monaten seinen Abschlussbericht geschrieben hat, sind mehr als 3000 Menschen im Mittelmeer gestorben. Die meisten von ihnen sind nicht identifiziert.

Mehari landete auf der Insel Lampedusa. Er hatte Glück. Viele andere schaffen es nicht. Tausende ertrinken im Mittelmeer.



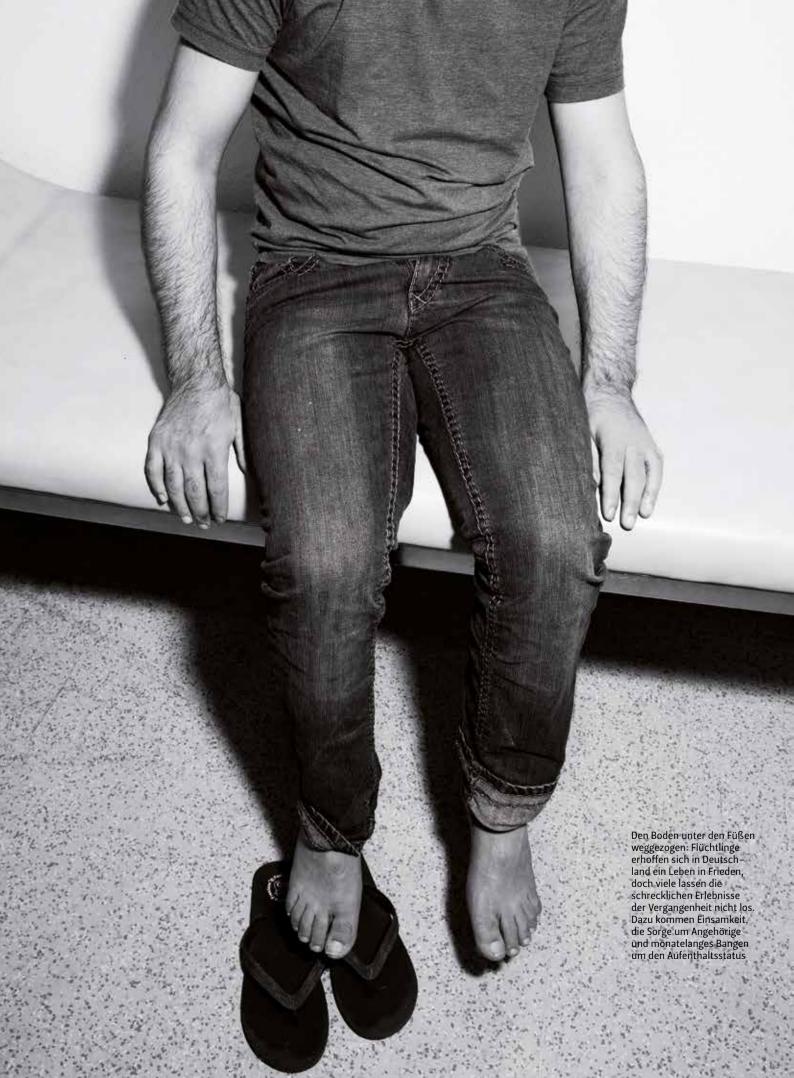


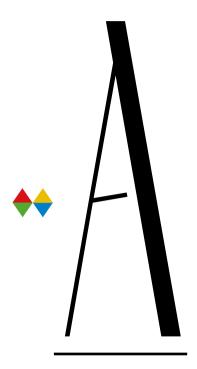


8.DEUTSCHLAND GO 11.2016

TEXT: KATHARINA DIPPOLD FOTO: RICARDO WIESINGER







Aus dem Traum ist ein Albtraum geworden. Als in Aleppo die Bomben einschlugen, hatte Hamit oft von Deutschland geträumt. Ein Staat, der seine Bürger nicht foltert und tötet. Ein Land, in dem Religion Privatsache ist und keiner um sein Leben fürchten muss, weil er an den falschen Gott glaubt. Doch nun, ein knappes Jahr nach der Flucht, ist Deutschland ein Ort geworden, an dem Hamit keinen Frieden findet.

Er ist 20 Jahre alt und schmächtig für sein Alter. Auch das Gesicht zeigt noch kindliche Züge — einzig die müden Augen mit den dunklen Schatten irritieren. Seit ein paar Wochen plagen ihn Konzentrationsstörungen, nachts wälzt er sich schlaflos im Bett. Für den Deutschunterricht fehlt ihm immer öfter die Kraft. Als er in Berlin ankam, konnte er noch schlafen und träumen. Diese Träume handelten von einem Medizinstudium und einer Zukunft als Arzt. Jetzt braucht er selber Hilfe. Deshalb sitzt er heute in einem Behandlungszimmer der Berliner Charité auf dem Gelände des Landesamt für Gesundheit und Soziales (kurz: Lageso) und erzählt, was seine Seele beschwert.

Hamits Geschichte handelt von der Flucht und ihren Folgen. Davon, was es heißt, seine gewohnte Umgebung zurückzulassen und mit ihr die Menschen, die man liebt. Eltern, Geschwister, Partner, Freunde. In Syrien lebte Hamit mit seinen Eltern und seinen vier Schwestern. Zu siebt haben sie Aleppo verlassen, als das Leben unerträglich wurde. Auf halber Strecke, in der Türkei, erlitt Hamits Vater einen Herzinfarkt. Die Familie blieb zurück und schickte Hamit alleine weiter. "Pass gut auf dich auf. Wir wissen, dass du es schaffen wirst", sagte der Vater zum Abschied.

Der Mensch ist ein soziales Wesen. Verliert er den Kontakt zu seinem Umfeld, verliert er sich selbst. Das ist Hamits Schicksal. Er ist ein Flüchtling in Deutschland, ein Einzelner unter einer Million, die ihren Platz suchen in diesem Land. Einer, der alleine ankam und nun nicht mehr weiß, an wen er sich wenden soll. Seiner Lehrerin im Integrationskurs fiel auf: "Du siehst immer so traurig aus."

Psychiater Igor Sutej hört aufmerksam zu und notiert sich seine Eindrücke auf einem DIN A4-Blatt. Das Behandlungszimmer ist spartanisch eingerichtet: Vier Holzstühle, auf dem blanken Schreibtisch steht eine Packung Kleenex. Hamit spricht mit monotoner Stimme — aber auf Deutsch. Das ist nach zehn Monaten bereits so gut, dass er auf einen Dolmetscher verzichten kann. Zwischen den Fragen nach seinem Aufenthaltsstatus und seiner Familie sagt er: "Ich glaube, ich bin gestorben, als ich nach Deutschland kam."

Nach dem einstündigen Gespräch notiert der Psychiater: "mittelgradige Depression" — er verschreibt Hamit eine Psychotherapie. Er weiß, sinnvoll wären wöchentliche Sitzungen, doch er kann nur einen Termin im Monat anbieten.

Die zentrale psychiatrische Clearingstelle der Charité in Berlin ist für viele Flüchtlinge mit psychischen Problemen ein Rettungsanker. Seit Februar 2016 erhalten traumatisierte Flüchtlinge hier, in einer stillgelegten Reha-Klinik auf dem Lageso-Gelände, eine Erstuntersuchung. Unabhängig von ihrem Aufenthalts- und Versicherungsstatus. Geöffnet jeden Werktag von 10 bis 18.30 Uhr. Die meisten der sieben Fachärzte und Psychologen, darunter auch eine Kinderpsychologin, sprechen arabisch. Für andere Sprachen stehen Dolmetscher zur Verfügung. Finanziert wird das bundesweit einzigartige Projekt vom Berliner Senat. 1500 Menschen haben das Angebot seit der Eröffnung genutzt, die meisten kommen aus Syrien, Afghanistan, dem Irak und Iran.

Wie viele Flüchtlinge in Deutschland eine psychologische oder psychiatrische Behandlung benötigen, darüber kursieren unterschiedliche Zahlen.

8.DEUTSCHLAND GO 11.2016

Eine junge Frau aus dem Libanon: Nachdem ihre Schwester bei einem Asthmaanfall starb, hat es ihr wortwörtlich die Sprache verschlagen

Eine Studie der Bundespsychotherapeutenkammer (BPTK) geht davon aus, dass mindestens die Hälfte der Geflüchteten psychisch krank ist. Die meisten leiden an Depressionen, oft verbunden mit einer posttraumatischen Belastungsstörung. Wer Krieg oder Vertreibung, Vergewaltigung oder Folter überlebt hat, hat auch lange danach noch darunter zu leiden. Sie können nicht schlafen, Albträume quälen sie, Herzrasen, Atemnot, Todesängste. Oft äußert sich das seelische Leid erst zeitversetzt: "In den ersten Monaten ist man hauptsächlich damit beschäftigt, sich zu orientieren. Wenn aber Bedürfnisse wie Wohnen und Essen geklärt sind, meldet sich die Seele zurück", sagt BPTK-Präsident Dietrich Munz.

Doch Therapiemöglichkeiten bei niedergelassenen Ärzten sind rar und auch psychosoziale Zentren, die sich auf die Behandlung von Flüchtlingen spezialisiert haben, sind mit dem Ansturm überfordert. Manchmal müssen traumatisierte Flüchtlinge anderthalb Jahre auf einen Therapieplatz warten. Außerdem müssen die Betroffenen von diesen Angeboten überhaupt erst einmal erfahren. Das tun sie nicht immer — oft gehen sie einfach in die Notaufnahmen der Krankenhäuser und sind da nicht an der richtigen Stelle.

Hier knüpft die Clearingstelle der Charité an. Sie ist die Eintrittspforte in die weitere Betreuung. "Geflüchtete kommen in die Anlaufstelle mit Fragen, die die ganze Breite psychischer Probleme abdecken", erklärt erklärt Andreas Heinz, einer der drei verantwortlichen Ärzte der Clearingstelle. "Nach ersten Gesprächen entscheiden Ärzte und Therapeuten, wie die beste Versorgung aussehen könnte."

Denn nicht jeder, der traurig ist, brauche auch eine Therapie. Vielen sei schon mit Entspannungstechniken oder Sportangeboten geholfen. Ist eine längerfristige Behandlung erforderlich, verweisen die Ärzte weiter: zum Beispiel an das Behandlungszentrum für Folteropfer, das ebenfalls auf dem Lageso-Gelände angesiedelt ist, oder auch an die Spezialambulanzen der Charité. Die Flüchtlinge erfahren meist in ihren Unterkünften durch Sozialarbeiter von diesem Hilfsangebot. Ungefähr zwei Drittel aller Flüchtlinge, die in die Beratung kommen, müssen weiterbehandelt werden.

Bei den meisten reichen ambulante Angebote aus. Hat allerdings jemand Wahnvorstellungen oder denkt an Selbstmord, wird er sofort in stationäre Behandlung aufgenommen. Eine erhöhte Gefahr für die Öffentlichkeit sehen Experten in den traumatisierten Flüchtlingen aktuell nicht.

Häufig äußern sich psychische Probleme in Form von körperlichen Beschwerden wie Bauch-, Kopfoder Gliederschmerzen. Nicht selten landen die Patienten deswegen erst bei Allgemeinärzten oder Notfallambulanzen und finden erst danach den Weg zur Clearingstelle. Dass sich hinter den körperlichen Schmerzen oft psychische Notsituationen verbergen, ist auch für erfahrene Psychiater wie Igor Sutej nicht immer leicht zu erkennen.

Als Hamit geht, kommt Fatima in die Sprechstunde. Die junge Frau aus dem Libanon hat die Haare sorgsam unter einem Kopftuch verborgen, die Augen mit den großen Pupillen sind stark gerötet. Nachdem ihre Schwester bei einem Asthmaanfall starb, hat es ihr wortwörtlich die Sprache verschlagen. Immer wieder formt sie den Mund zu Lauten - doch ein Ton entweicht ihr nicht. Fatima kommuniziert über die Schreibfunktion ihres Handys, ein Dolmetscher übersetzt. Die Schwester war ihre engste Bezugsperson, nun aber fühlt sie sich, als habe sie jeglichen Halt verloren. Jeden Moment, so fürchtet sie, könnte wieder etwas Schreckliches passieren – zum Beispiel mit ihrer kleinen Tochter. Fatima lebt von ihrem Mann getrennt, im Flüchtlingsheim wird sie deswegen gemobbt. Sie möchte möglichst schnell raus aus der Massenunterkunft.

Solche extremen Phänomene haben zum Teil auch kulturelle Hintergründe: "Wenn psychische Leiden stigmatisiert werden, äußern sich die Probleme eher über den Körper", erklärt Sutej. Er stuft Fatima als "besonders schutzbedürftig " ein. Mit dem Bescheid steigen ihre Chancen schneller umziehen zu können

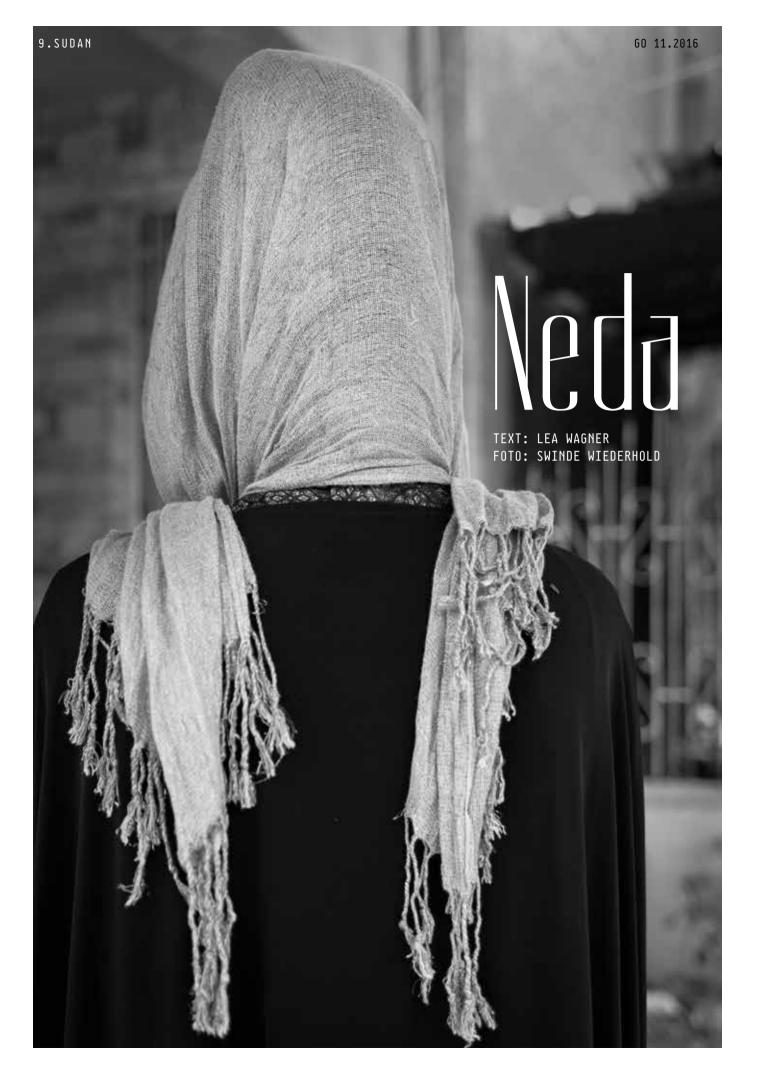
Ende 2016 soll die zentrale Clearingstelle schließen. So lange läuft der Vertrag mit der Charité. Danach sollen die Stadtbezirke die Erstversorgung von Flüchtlingen übernehmen. Die aber sind darauf noch nicht ausreichend vorbereitet. Zwar werden die Krankenkassen die Therapiekosten bezahlen, ein Problem aber ist nicht gelöst: Ausgerechnet die Kosten für die Dolmetscher werden von den Kassen teilweise nicht übernommen. Wie aber soll eine Therapie aussehen, wenn sich Patient und Therapeut nicht verständigen können?

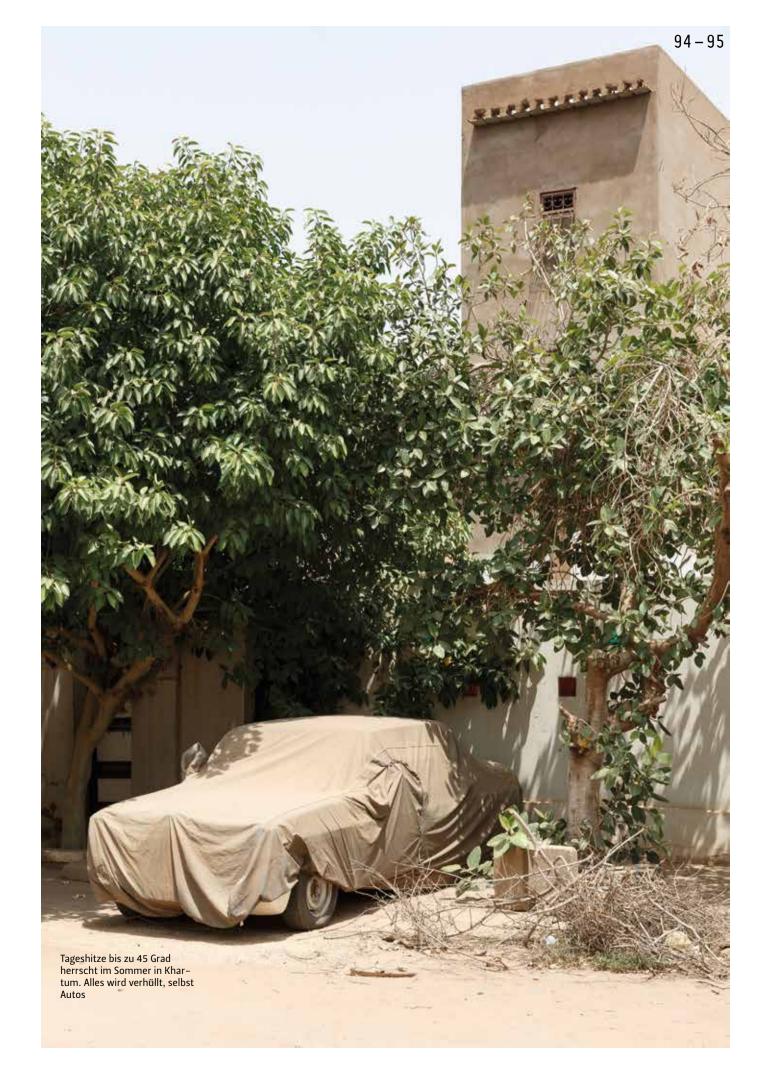
Die Charité möchte die Clearingstelle deswegen gerne über 2016 hinaus fortführen. Denn bei einer psychischen Erkrankung entscheidet vor allem die Zeit: Wird eine seelische Erkrankung nicht rechtzeitig behandelt, nimmt sie einen chronischen Verlauf. Und das wiederum ist dann nicht nur eine humanitäre Tragödie, sondern auch eine gesellschaftliche Gefahr. Dieter Munz, Chef der Bundespsychotherapeutenkammer warnt vor den Folgen: "Wer seelisch krank ist, wird sich nur sehr schwer integrieren. So gern er es auch möchte."

Mehari sagte, er habe "Stress im Kopf". Oft werden psychische Probleme bei Flüchtlingen nicht erkannt oder ernst genommen.



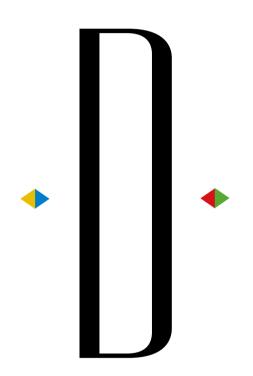






9.SUDAN GO 11.2016

Neda ist vierzehn und will Gedichte schreiben. Zum Militär will sie nicht. Also flieht sie aus Eritrea. Aus einem Flüchtlingslager im Sudan wird sie entführt und zur Sexsklavin gemacht



Der Jeep rast auf Neda* zu, er bremst ab, so abrupt, dass die Reifen blockieren. Männer mit Turbanen und weißen Gewändern reißen die Türen auf und springen aus dem Wagen. Sie haben Schlagstöcke und Gewehre und brüllen Befehle auf Arabisch. Wahllos greifen sie in die Menge und schleifen ihre Opfer zum Auto. Wer kann, rennt weg. Raus in die Nacht, in die Sesamfelder, zurück ins Flüchtlingslager — irgendwohin, nur weg von den Männern mit den Waffen.

Neda ist wie gelähmt. "Renn weg!" ruft ein Junge, doch Neda kann nicht.

Ein paar Sekunden steht sie nur da.

Es sind Sekunden, die sie ihre Freiheit kosten.

Die Männer steuern auf sie zu. Neda rennt weg, endlich, doch nach wenigen Schritten stolpert sie und fällt hin. Die Männer halten sie fest, einer an jedem Arm, sie rütteln an ihr und hauen ihr mit Stöcken ins Genick, bis sie das Bewusstsein verliert.

Neda ist 14 Jahre alt. Ihre Heimat Eritrea hat sie vor zwei Wochen verlassen, zu Fuß. Mit vier Jungs ist sie nachts über die Grenze in den Sudan gelaufen, im Gepäck nur zwei Hosen, ein Gewand und eine Packung Kekse. Neda ist geflohen, um dem Militärdienst zu entgehen, den sie ein Jahr später, nach ihrem Schulabschluss, hätte antreten müssen. Ihren Eltern hat sie nichts von ihren Plänen erzählt, eines Abends hat sie sich bei Einbruch der Dunkelheit davon geschlichen.

Die meisten, die aus Eritrea fliehen, durchqueren den Sudan. Um die 300 000 Eritreer sollen sich im Sudan aufhalten, die meisten illegal. Viele lassen sich nach wenigen Wochen weiter nach Libyen schleusen und von dort nach Europa, andere bleiben Jahre, arbeiten schwarz, bauen sich eine neue Existenz auf, ohne jegliche Rechte.

Sicher sind sie im Sudan nicht. Die größte Gefahr — neben Abschiebungen — sind Entführungen. Zu denen kommt es jeden Monat, oft direkt beim Grenzübertritt, oder unmittelbar vor den Flüchtlingslagern wie in Nedas Fall.

Für Frauen und Mädchen ist die Lage besonders gefährlich: Sie werden nicht nur entführt und gefoltert, sondern auch vergewaltigt. Eine sudanesische Frauenrechtsorganisation schätzt, dass zwei von drei Frauen auf der Flucht vergewaltigt werden.

Als Neda wieder aufwacht, ist sie gefesselt. Sie liegt zusammengekrümmt auf der Ladefläche des Toyota, ihr Kopf tut weh, und irgendetwas drückt auf ihren Schenkel. Es ist der Kopf eines Jungen, die Entführer haben insgesamt sechs Flüchtlinge gefangen genommen und auf die Ladefläche des Pick-Ups geworfen.

Sie rasen durch die Nacht, Neda hat Angst, von der Ladefläche zu fallen. Vielleicht wäre es das geringere Übel, denkt sie.

Der Mann hinterm Steuer und sein Beifahrer gehören zum Stamm der Rashaida, einem Nomadenvolk, dessen Ursprünge in Saudi-Arabien und dem Jemen liegen. Seit langem machen sie Geschäfte im Grenzgebiet zwischen Sudan und Eritrea, sie kennen die Checkpoints, wissen, an welcher Stelle die Grenze durchlässig ist. Oder wen sie bestechen müssen.

Früher handelten die Rashaida mit Gold, Öl und Waffen. Jetzt sind Menschen ihre Ware. Das Geschäft mit den Entführungen ist äußerst lukrativ. Man flüs-





In Khartum leben viele Bewohner ohne festen Wohnsitz. Sie schlafen auf Straßen und Dächern. Razzien gegen "Illegale" sind häufig

tert auf Khartums Straßen, die vielen neuen Villen seien mit Lösegeld bezahlt worden.

Nach zwei Stunden hält der Jeep. Die Männer treiben Neda und die anderen fünf Entführten — vier Jungs und ein Mädchen — mit ihren Waffen vor sich her, in eine Art Schlucht. Mehr erkennt Neda nicht, es ist stockfinster. Die Wände und der Boden sind sandig. Sie lässt sich fallen. Vor dem Einschlafen betet sie.

Wenig später wird Neda wach, es ist hell, die Sonne knallt durch die Palmblätter. Neda schaut sich um. Die Schlucht ist ein ausgetrocknetes Flussbett, fünf, sechs Meter tief.

Direkt neben ihr kauern die anderen Entführungsopfer. Flüstern geht nur, wenn die Bewacher kurz weg sind. Wer in ihrer Anwesenheit spricht, bekommt einen Gewehrlauf an die Schläfe gepresst.

Die Jungs sind an Händen und Füßen gefesselt, Neda und das andere Mädchen nur an den Füßen. Die Hände haben sie frei — damit sie kochen können. Kochen ist gut. Wer kocht, wird in dieser Zeit nicht angerührt. Neda kann nicht kochen.

Es ist der zweite Tag. Neda sitzt auf der Erde, als sich der Clanchef nähert. Er zwingt sie, sich ein Sexvideo auf seinem Handy anzusehen. Sie wendet sich



ab, er packt ihren Kopf, reißt ihn herum, zwingt sie, auf den Bildschirm zu schauen. Dann zieht er sein bodenlanges Gewand bis zur Hüfte hoch, nimmt sein Glied in die Hände und streift sich ein Kondom über. "Wir müssen dich schützen, ich habe HIV", sagt er. Neda presst ihre Beine zusammen.

Er wird wütend, schüttelt Neda und flucht. Nach mehreren Versuchen lässt er entnervt von ihr ab und stößt sie von sich weg, angewidert. Dann verschwindet er mit lauten Schritten.

Wenig später kommt ein anderer Mann. Er ist stärker.

Die nächsten Wochen wird Neda regelmäßig vergewaltigt. Jeden Tag, oft mehrmals, von verschiedenen Männern.

Widerstand zu leisten, traut sie sich kaum noch. Einer ihrer Peiniger steckt ihr sein Gewehr ins Ohr, wenn sie sich weigert.

Wenn Neda vergewaltigt wird, sitzen die Anderen neben ihr. Wie Neda vergewaltigt wird, sehen sie nicht, die Rashaida herrschen sie an, sich umzudrehen. So viel Anstand muss sein.

Neda betet. Jeden Tag viermal. Einmal hat sie einen Hautausschlag am Rücken, einmal verschwindet einer der Männer wortlos, ohne sie anzufassen. Neda hält beides für Wunder: die Antwort Gottes auf ihre Gebete.



Ein Flüchtling schleppt Steine im Camp Shagarab



Behandlungszimmer im Flüchtlingslager: Für die 35000 Flüchtlinge im Camp gibt es nur einen zuständigen Arzt

Die Tage zählt sie nicht, ihr Zeitgefühl setzt kurz nach der Entführung aus. Nachts schläft sie nie viel mehr als eine Stunde, mehr traut sie sich nicht: Im Schlaf kann sie die Beine nicht zusammenpressen.

Wenn sie nachts wach liegt, sieht sie Lichter, nur ein paar Hundert Meter entfernt. Es sind Lichter von den Hütten der Rashaida. Immer größere Teile des Stammes werden sesshaft, auch weil ihnen die sudanesische Regierung Land geschenkt hat. Damit sollten sie ruhig gestellt werden. Gebracht hat das nichts: Die Entführungen haben zugenommen.

Nur wenige Menschenhändler werden festgenommen. Und wenn, kaufen sie sich frei oder lassen einen ihrer Handlanger für sich einsitzen. Es heißt, auch die sudanesische Regierung verdiene an den Entführungen.

Eines Tages kommen Dorfbewohner zu Neda an die Grube. Sie blicken hinab, sagen nichts, glotzen nur. Neda und die anderen recken ihnen die Hände entgegen, es sind stumme Schreie. Doch nichts passiert.

Nedas Entschluss steht fest — auch wenn er Sünde ist in ihrer Religion, dem orthodoxen Christentum. Sie sagt sich, Gott ist gnädig, er wird das verstehen.

Das erste Mal trinkt sie Benzin. Doch das Benzin entpuppt sich als Speiseöl.

Das zweite Mal klettert sie die Wand der Grube hoch und lässt sich mit voller Wucht hinunter fallen. Doch ihre Knochen wollen nicht brechen. Das dritte Mal versucht sie, sich mit einem herumliegenden Küchenmesser die Pulsadern aufzuschneiden. Doch ihre Peiniger reißen ihr das Messer aus der Hand.

Neda soll leben. Tot bringt sie kein Geld. Gleich zu Beginn wird Neda gezwungen, die Nummern von Verwandten herauszugeben, auch die ihrer Mutter.

Täglich rufen sie Nedas Mutter an. Täglich muss sie mit anhören, wie ihre Tochter geschlagen wird, wie sie schreit, dann vor Schmerzen wimmert und irgendwann verstummt.

10 000 Dollar Lösegeld verlangen sie. Nedas Mutter hat keinen Job, ihr Vater ist beim Militär und 9.SUDAN GO 11.2016

verdient umgerechnet etwa zwanzig Euro im Monat.

Die Mutter verkauft ihren Schmuck, bittet Freunde und Verwandte um Geld. Nach vier Wochen hat sie 3 000 Dollar zusammen. Den Entführern genügt es.

Sie jagen Neda und die anderen Opfer aus dem Flussbett zum Jeep, wieder ist es Nacht. Ein Junge fehlt, seine Familie hat nicht gezahlt.

Nach zwei Stunden endet die Fahrt in einem Sesamfeld, nicht weit vom Eingang zum Flüchtlingslager Shagarab. Genau dort, wo die Gruppe entführt wurde. "Geht rechts lang", sagt der Fahrer. "Links stehen Sicherheitsleute."

Neda schleppt sich durch den Eingang des Lagers, in Richtung der Baracken, wo sie damals, vor ihrer Entführung, schon ein paar Nächte geschlafen hatte.

Damals, das war vor vier Wochen. Das sagen ihr die Menschen, die ihr entgegen gelaufen kommen und deren Gesichter sie wiedererkennt. "Vier Wochen?" Neda sagt das nichts. Es hätten auch vier Monate sein können. Vier Jahre oder vier Tage. Es spielt keine Rolle.

Die Menschen geben ihr Seife und frische Kleider, nehmen sie mit in eine Baracke, in der nur Frauen untergebracht sind, zehn Frauen, alle in einem Raum, vielleicht fünfzehn Quadratmeter groß.

Fragen stellen sie Neda keine, schauen sie nur lange an. Und raten ihr, am nächsten Tag ins Büro des UNHCR, des Flüchtlingshilfswerks der Vereinten Nationen, zu gehen. Für einen Schwangerschaftstest – und einen Aids-Test.

Im UNHCR-Büro sitzen nur Männer. Sie unterhalten sich und lachen. Als Neda an der Reihe ist, bittet sie einen der Männer um ein Vier-Augen-Gespräch. Doch als sie allein sind, findet sie die Worte nicht. Ob sie vergewaltigt wurde? Neda antwortet mit Nein, dann kommen ihr die Tränen. Der Mann ist überfordert, draußen warten noch Dutzende, die alle irgendetwas von ihm wollen: Essensgutscheine, Überweisungen für einen Arztbesuch, Geld, ein offenes Ohr, ein Ticket nach Europa. Der Mann beendet das Gespräch und überlässt Neda sich selbst. Einen Schwangerschaftstest macht sie nicht. Einen AidsTest auch nicht.

Neda weint und weint. Einen ganzen Monat. Sie ist nicht im Stande, einen klaren Gedanken zu fassen. Oft sitzt sie stundenlang apathisch in einer Ecke ihrer Hütte, unfähig sich zu bewegen. Ihre Mitbewohnerinnen sind genervt, sie sagen, Neda solle aufhören zu weinen — bringe doch eh nichts.

Neda geht dann nach draußen, setzt sich auf die Erde zwischen den Hütten. Weint im Freien weiter.

Wenn Neda durch das Camp läuft, sieht sie überall Plakate. Auf ihnen warnt der UNHCR die Flüchtlinge vor Entführungen. Die Aufschrift ist in mehrere Sprachen übersetzt, es gibt auch Comic-Bilder. Damit es auch die Analphabeten verstehen. Drei Zahlen stehen darauf: "999". Die Notrufnummer für Polizei und medizinische Notfälle. Neda kommt das wie Hohn vor.

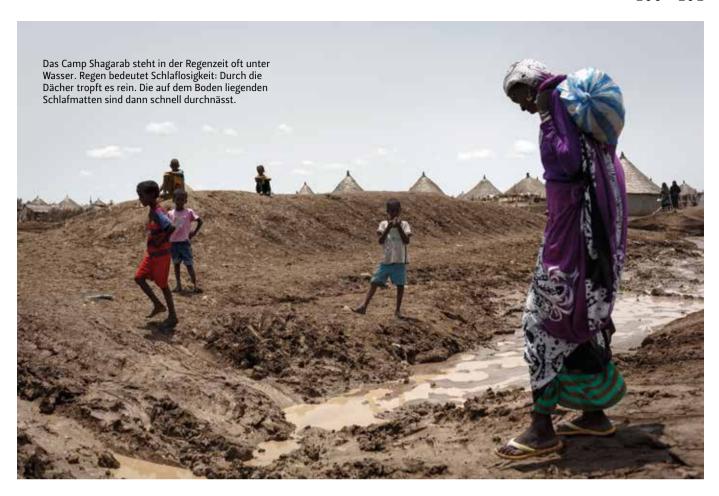
Weg wollen sie alle aus Shagarab. Jeder Flüchtling aus Eritrea kennt den Namen des Camps. Auch die Horrorgeschichten. Jeden Monat, so heißt es, nehme sich ein Flüchtling das Leben, fast alle sollen Frauen sein.

Zu Beginn der Achtzigerjahre war Shagarab nichts weiter als eine Ansammlung von Lehmhütten mit Strohdächern, schnell errichtet, um die steigende Zahl der Flüchtlinge aus Eritrea aufzunehmen. Dort herrschte Krieg. Auch die Unabhängigkeit 1991 stoppte den Strom von Flüchtlingen nicht, im Gegenteil: Seit der eritreische Diktator Afewerki den für Männern und Frauen verpflichtenden Militärdienst 1998 von achtzehn Monaten auf unbestimmte Zeit ausdehnte, flüchteten noch viel mehr Menschen.

Shagarab ist mittlerweile eine Stadt. Etwa 35 000 Menschen leben hier, viele bereits in der zweiten Generation. Es gibt ein Marktviertel, den Souk, Kaffeehäuser, die Namen wie "Asmara Café" tragen, Billardstuben, Shisha-Bars, Schulen, Moscheen, Kirchen. Im Studio "Monalisa" kann man Passbilder machen lassen. Für alle Bewohner gibt es nur einen Arzt. Der ist 28 und muss manchmal auch noch Patienten aus den angrenzenden Gemeinden mitversorgen. Die einzige Psychologin hat schon vor Monaten aufgehört, zur Zeit wird ein Nachfolger gesucht.

In der Regenzeit steht das Camp oft unter Wasser, in die Hütten regnet es hinein. Der Schlamm vor den Hütten reicht dann bis zu den Knien. Mitarbeiter





Weg wollen sie alle aus Shagarab. Jeder Flüchtling aus Eritrea kennt den Namen des Camps. Auch die Horrorgeschichten. Jeden Monat, so heißt es, nehme sich ein Flüchtling das Leben



Hinter den Bergen liegt Eritrea. Wer flieht, überquert meist nachts die Grenze, zu Fuß. Die Gefahr, entführt zu werden, ist im Grenzgebiet besonders groß

kommen nach starken Regenfällen nicht ins Camp. Medikamente und Essen auch nicht. Regenzeit heißt auch Seuchengefahr. Dann drohen Magen-Darm-Infekte und Malaria- und Choleraausbrüche.

Vor kurzem hat es wieder geregnet. Eine Hilfsorganisation rechnet jeden Tag mit dem Ausbruch einer Seuche.

Rollt ein Jeep mit Besuchern ins Camp — oft kommt das nicht vor, der Geheimdienst versagt in den meisten Fällen den Zutritt — rennen Kinder auf das Auto zu. Auch junge Männer kommen und stecken einem Telefonnummern zu und Zettel, auf denen sie in feinsäuberlicher, verschnörkelter Handschrift ihre Geschichte aufgeschrieben haben, in der Hoffnung, jemand liest sie und holt sie raus aus Shagarab.

Die vom UNHCR verteilten Essengutscheine im Wert von 120 sudanesischen Pfund, umgerechnet sieben Euro, reichen meist nur für eine Woche. Den Rest des Monats müssen andere Flüchtlinge aushelfen. Die, die Verwandte in Europa oder Amerika haben, von denen sie immer wieder Geld geschickt bekommen.

Die Menschen warten und warten, können nicht glauben, dass die Vereinten Nationen, der Westen, sie vergessen haben. Irgendwann nehmen sie ihr Bündel Kleider und verlassen Shagarab in Richtung Khartum. Das ist die Stunde der Entführer. 9.SUDAN GO 11.2016



Neda traut sich kein zweites Mal aus dem Camp. Was sie sonst machen soll, weiß sie auch nicht. Ein Eritreer, Mitte Vierzig, beobachtet sie, während sie mal wieder auf der Erde sitzt und weint. Irgendwann spricht er sie an: "Mädchen, du musst weg von hier, nach Khartoum."

Er will ihr helfen, in die Hauptstadt zu kommen. Neda hat Angst, sie kennt den Mann nicht. Doch ihr fehlt die Kraft, um zu protestieren. Außerdem habe sie nichts mehr zu verlieren, sagt sie sich. Dann willigt sie ein.

Der Mann bringt sie zu einem Viehtransporter. Neda zwängt sich auf die Ladefläche zwischen Schafe und Kamele. Der Lastwagen fährt los und die Hütten des Camps werden immer kleiner. Irgendwann sieht sie nur noch bunte Punkte in einem Meer von Schlamm.

Die Punkte, das sind Plastiktüten, die sich in den Drähten des Maschendrahtzauns verfangen haben. Sie flattern im Wind, wie zum Abschied. Ein Abschied für immer, hofft sie.

Da sitzt sie nun, eingezwängt zwischen den Tieren. Tiere können nicht grausamer sein als Menschen, denkt sie. Und lässt sich tiefer auf die Ladefläche sinken.

13 Stunden später ist Neda in Khartum. Sie hat noch die Nummer eines ehemaligen Schulfreundes,



Diese Frauen sind gerade erst im Camp angekommen. Bei 45 Grad warten sie stundenlang auf ein paar Stück Seife und eine Packung Damenbinden

der jetzt in der Hauptstadt lebt. Er holt sie ab, sie kann fürs Erste bei ihm wohnen.

Das alles erzählt sie im Behandlungsraum einer sudanesischen Frauenrechts-Organisation in Khartum, neun Monate nach ihrer Entführung. Der Raum ist kaum größer als ein Badezimmer. Rosafarbene Kacheln kleiden ihn aus, es dringt nur wenig Tageslicht durch ein winziges vergittertes Fenster unterhalb der Zimmerdecke. Ein Vorhang mit bunten Schmetterlingsmotiven ziert die Wand.

Neda sitzt aufrecht auf einem zerschlissenen braunen Polstersessel, über ihrem Kopf rattert die Klimaanlage, in der Ferne hört man die Gebetsrufe eines Muezzin.

Ihr schmaler hochgewachsener Körper ist gespannt wie eine Feder, ihre Hände sind in die Polster gestemmt, als würde sie jeden Moment aufspringen.

Wenn Neda spricht, dann sprechen auch ihre Hände, ihre Augenbrauen, ihr ganzer Körper. Sie gestikuliert wild und ihre großen tiefbraunen Augen blitzen auf. Neda ist nun fünfzehn, sie spricht wie eine erwachsene Frau. Nur wenn sie lacht, tief, kehlig und ungehalten, fast überschäumend, sieht sie aus wie ein Schulmädchen, das auf dem Pausenhof seiner besten Freundin einen unanständigen Witz erzählt. Wenn sie lacht, zeigt sich der letzte Rest Babyspeck in ihren Wangen und ihr zarter Körper schüttelt sich.

Von Nedas Vergewaltigung weiß niemand außer den Mitarbeitern der Frauenrechtsorganisation. Sie will es weder ihrer Familie, noch ihren Freunden erzählen. Kann es niemandem erzählen. Freunde hat sie sowieso keine in Khartum. "Bücher sind meine Freunde", sagt sie. Neda schreibt Kurzgeschichten, Gedichte, Lieder. Ihre neueste Geschichte darf keiner lesen, sie schämt sich, so düster sei sie. Früher, in Eritrea, hat sie Preise gewonnen für ihre Texte. "Die waren auch fröhlich."

Die Organisation unterstützt Neda sowie 55 weitere Frauen finanziell, medizinisch und psychologisch. Der Name der Organisation soll nicht genannt werden. Wenn bekannt würde, dass sie vergewaltigten Frauen helfen, müssten sie schließen. Vergewaltigungen sind ein Tabuthema im Sudan.

Fast alle Vergewaltigungsopfer, die hier behandelt werden, waren Opfer von Menschenhändlern. Nedas Betreuerin, die leitende Psychologin, sagt: "Manchmal wache ich auf und weiß nicht, woher ich die Kraft zum Aufstehen nehmen soll. Dann denke ich darüber nach, den Job zu wechseln." Wenn sie nicht mehr weiter weiß, nimmt sie ihr iPad und googelt "Anxiety Leaflet". Ein Faltblatt gegen die Angst. Tipps zum Positivdenken stehen da drauf. Und Atemübungen. Die Psychologin druckt sich die Blätter aus und gibt sie an ihre Patientinnen weiter.

Die Patientinnen nennt man hier "Survivors", Überlebende. "Es ist uns wichtig, nicht von Opfern zu reden. Das spreche den Frauen ihre Selbstbestimmung ab."

Neda wird es schaffen, glaubt ihre Betreuerin. Neulich sei sie aus einer fahrenden Rikscha gesprungen, weil ihr der Fahrer suspekt vorkam. "Das zeigt, dass sie ihr Leben wieder wertschätzt und lernt, für ihre Sicherheit zu sorgen." Neda hat viele Monate



Khartum: heißeste und staubigste Hauptstadt der Welt. Und eine der sichersten, sagt man – wegen des Scharia-Gesetzes. Für Flüchtlinge gilt das nicht

gebraucht, um an diesen Punkt zu kommen. Viele Therapiestunden im Raum mit den rosafarbenen Kacheln.

Selbstmordgedanken hat sie keine mehr. Zurzeit macht sie einen Computer-Kurs und lernt Englisch. Neda denkt wieder über ihre Zukunft nach: Später wäre sie gern Menschenrechtsanwältin, und will weiter Geschichten schreiben.

Um eine Zukunft zu haben, ob im Sudan oder anderswo, muss sich Neda allerdings erst einmal als Flüchtling registrieren lassen. Das geht nicht so einfach. Eigentlich müsste sie dafür zurück nach Shagarab. So sind die Regeln im Sudan. Doch Neda will nie wieder zurück nach Shagarab. Dann lieber ein Leben im Untergrund.

Jede der "Überlebenden" kämpft mit eigenen Problemen. Eine der Frauen wurde bei der Vergewaltigung mit HIV infiziert. Als sie anderen Flüchtlingen davon erzählte, warfen die sie aus dem gemeinsamen Quartier— aus Angst, sich anzustecken. Eine Frau wurde vor den Augen ihres fünfjährigen Sohnes vergewaltigt. Eine andere hat Fisteln durch die Vergewaltigung und verliert Urin. Kinder lachen und zeigen mit dem Finger auf sie.

Was aus den Frauen werden soll, ist ungewiss. Viele bewegen sich am Existenzminimum. Die leitende Psychologin gibt ihnen ab und zu Geld für ein Busticket. Damit die Frauen überhaupt zur Therapie kommen können. Das zahlt die Psychologin selbst, die Organisation hat kein Geld.

Mit ihrer Mutter telefoniert Neda selten. Auf Facebook postet sie manchmal Bilder von ihren Eltern. "I miss you!", schreibt sie darunter. Eine ihrer vier jüngeren Schwestern will zu ihr in den Sudan kommen. Neda will das nicht. Sie wird dann wütend und versucht, ihrer Schwester die Fluchtpläne auszureden.

Warum, sagt sie ihr nicht.

Meharis langer Fluchtweg führte auch durch den Sudan. Ein Kindheitsfreund traf ihn dort zufällig beim Tischbillard.



10.DEUTSCHLAND GO 11.2016



Nächstenliebe ist ihr Mantra, Integration ihr Ziel: Flüchtlingshelfer sind für viele Menschen Alltagshelden. Michael Berger ist anders. Seine Geschichte zeigt eine Schattenseite der Helferszene. Und dass Gefahren für Geflüchtete nicht nur auf ihrer Route lawern



Sein Zuhause teilt Berger mit fünf jungen Männern. Sie alle flohen aus Gambia, vor einem "Klima der Angst", so schreibt es Human Rights Watch



Oben: "Riese" wurde vor wenigen Wochen nach Italien abgeschoben. Versteckt in einer Zugtoilette hat er es zurück geschafft. Jetzt schläft er auf Bergers Couch

Unten: Jeder putzt, wäscht, saugt im "National Camp". Gekocht wird immer für alle Bewohner, auch wenn sie selten gemeinsam essen





Der Schleuser hat es nicht eilig, die Grenze zu überqueren. Sechzig Kilometer ist er am Rhein entlanggefahren, auf der französischen Seite. Er weiß, eine der Brücken nach Deutschland zu nehmen, ist leichtsinnig. Sie werden streng kontrolliert. Aber er hat den blinden Fleck der Grenzpolizisten ausgekundschaftet: Wo der schlammig braune Strom nach Norden fließt, die Grenze jedoch nach Westen abknickt, liegt das Örtchen Lauterbourg. Dort stellt er sein Auto ab und setzt sich ins Café La Fontana.

Er könnte Michael Berger heißen. 54 Jahre alt, weiße Haare ziehen sich durch das strähnig dunkle Blond. Er grinst aufgeregt, aber nicht ängstlich – Berger schleust nicht zum ersten Mal. Er sagt: "Das ist meine Mission".

Berger spricht leidenschaftlich und impulsiv, wie jetzt in sein Handy, auf das er immer einen Teil seiner Aufmerksamkeit verschwendet. Er kaut und organisiert, fährt und liest, ruht und tippt, Berger löst seine Aufgaben gleichzeitig, nicht nacheinander und wirkt dadurch oft fahrig. Heute ist eine der wenigen Ausnahmen: Ein letztes Mal checkt er das Display, schaut auf, sagt: "Ein guter Flammkuchen gehört zu einer Fahrt durchs Elsass. Genießen wir die Zeit."

Dass sein Begleiter Angst hat, merkt er nicht. Fenan aus Eritrea kauert mehr als er sitzt, der Blick des 29-Jährigen flattert vorbeirauschenden Autos hinterher, aufmerksam scannt er Fußgänger nach Uniformen. Zwischen seinen Fingern kreisen Messer und Gabel. Er hat Hunger. Aber er will nichts essen, er will weiter. Vor ein paar Wochen hat er sein Flüchtlingscamp auf Sardinien verlassen. Mit der Fähre gelangte er ans Festland, auf der Ladefläche eines Trucks nach Paris, mit dem TGV nach Straßburg. Dort hat Berger ihn abgeholt, um ihm über die letzte Grenze zu helfen. Aber jetzt schlägt der Schleuser die Beine übereinander und bestellt zum Nachtisch Käsekuchen.

Schon einmal hatte Fenan sein Ziel erreicht: Deutschland, Asylantrag, Duldung, er fühlte sich sicher. Dann wurde er abgeschoben. Das Dublin-Abkommen verfügt, ein Geflüchteter muss in dem europäischen Land Asyl beantragen, das er zuerst betreten hat. Fenan landete nach seiner Flucht über das Mittelmeer in Italien und nun bindet ihn sein Fingerabdruck an dieses Land. Berger will Fenan nicht nur helfen, die Grenze zu passieren, sondern auch in Deutschland zu bleiben zu können.

Hauptberuflich arbeitet Michael Berger als Organist einer Kirchengemeinde. Er gibt Kindern Klavierunterricht und leitet vier Chöre, verdient 1500 Euro im Monat. Seit einem Jahr gibt er davon ein Drittel aus, für seine Nebenbeschäftigung als ehrenamtlicher Flüchtlingshelfer. Er schleust Geflüchtete über Grenzen, versteckt sie in seinem Haus, begleitet sie zum Ausländeramt und zu Sozialhelfern. Er sagt, er wolle sie vor der Willkür der Beamten schützen. Aber er will noch mehr.

Berger wischt sich letzte Krümel aus den Mundwinkeln. "Hier steht die Tür offen", sagt er und deutet die Straße hinunter, "gehen wir einfach durch." Hinter der nächsten Kreuzung wird die französische Departémentstraße 468 zur deutschen Kandeler Straße, das alte Wachhäuschen am Grenzstein ist mittlerweile ein Zollmuseum. Berger setzt sich in seinen mausgrauen Passat, ein ehemaliges Taxi, 465 780 Kilometer auf dem Tacho. Sein Fahrgast Fenan duckt sich auf der Rückbank, sie fahren los, ohne Eile und mit heruntergelassenen Fenstern. Dann sehen sie das ausgeblichen blaue Schild, darauf prangt inmitten eines gelben Sternenkranzes: Bundesrepu-



In dem Männerhaushalt laufen alle barfuß. Eine Zeit lang gingen bis zu zwanzig Personen ein und aus, Berger wurde das zu viel. Er sortierte aus

Er weiß nicht genau, wie viele Leute er unterstützt. Manchmal redet er von zwanzig, dann wieder sind es doppelt so viele. In Gambia gebe es keine Individuen, sagt er. Alles sei vernetzt und hänge zusammen, wie ein großer, kranker Organismus

> blik Deutschland. Nach wenigen Kilometern beginnt der französische Radiosender zu rauschen.

> Am Abend sitzt Berger in seinem Wohnzimmer. Im Hintergrund duckt sich ein schwarzgelackter Konzertflügel. In der Luft hängt der Geruch von Waschmittel, schwer, wie die Wäsche an den Drähten, Jeans, Shirts, Hemden, mindestens Größe L. Berger hat die Augen geschlossen, seine rechte Hand ruht unter dem blaugefleckten Hemd auf der linken Schulter, als wolle er sich selbst umarmen. Eine Pose, in der er oft verharrt, wenn er sich für einen Moment zurückzieht. Stille.

"Mister Berger, Hilfe! Ich habe ein Problem", stottert ein junger Gambier. Barfuß ist er aus seiner Kammer geschlichen, kurze Trainingshose und Top, darunter zeichnen sich in tiefen Konturen die Bauchmuskeln ab. Er will gleich hinter dem Haus Gewichte stemmen. "Ah, mein starker Bodyguard!", sagt Berger und tätschelt die gewölbte Brust. "Was ist los?" "Mein Handy wurde gestohlen, muss ich die Rechnung bezahlen?" "Nach deinen vielen Umzügen wird dich kein Inkassounternehmen finden. Mach dir keine Sorgen." Dankbar umarmt der "Bodyguard" seinen Beschützer und tappst zu seiner Hantelbank.

Bergers Handy brummt auf dem Esstisch. Der freundliche Schleuser von nebenan, wie er sich im Spaß nennt, hat es seit seinem Flammkuchen ignoriert. 41 Anrufe, 22 Facebook-Nachrichten, neun Mails. Er öffnet eine Nachricht von Ibrahim:

"Two days my family doesn`t eat only drinking water. Even to buy bread it is not possible. Can u help us?"

Berger tippt: "My day was very long. But really I'm aware about your situation."

Ibrahim: "Okay friend. But u have to do ur best for me. I really need help. Now all my hope is on you my friend. God will bless u for what u are doing people around the world. May god protect u and give long time good health."

Ibrahim ist ein Freund aus Gambia. Mit ihm begann Bergers Verbindung zu diesem Land. Ibrahim schrieb im Januar 2015 eine Facebook-Nachricht: Sein Vater sei gestorben, er sei jetzt allein verantwortlich, habe kein Geld, müsse die Familie ernähren, bitte um Hilfe, bitte schnell, God bless you.

Eine Bettelmail, wie sie täglich zu Tausenden über soziale Netzwerke aus Entwicklungsländern nach Europa geschickt werden – der Absender anonym, der Empfänger wahllos. Berger hob das Schicksal Ibrahims aus dieser Anonymität. Sie schrieben lange hin und her. Dann überwies er fünfzig Euro.

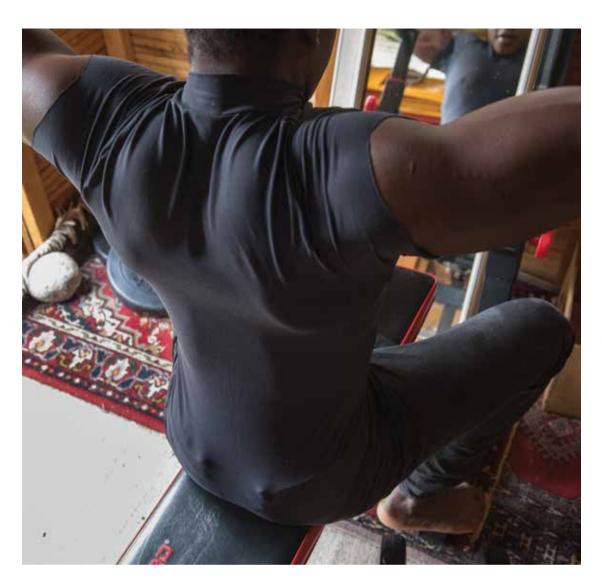
Es war eine Zeit, in der sich Michael Berger in Einsamkeit verloren hatte. Sein Blick in die Zukunft war verwaschen, wie durch Milchglas. Deutschland war ihm nach mehr als zwanzig Jahren in der Schweiz fremd geworden. Seine Ehe und die Beziehung zu seinem Sohn waren zerbrochen. Das Verhältnis zu seiner Mutter, bei der er damals lebte, zerrüttet. Er war auf der Suche nach einer Aufgabe. Auch deswegen war er so empfänglich für den bedürftigen Ibrahim. Mittlerweile habe er 20 000 Euro nach Gambia überwiesen, sagt Berger.

Er weiß nicht genau, wie viele Leute er unterstützt. Neben Ibrahim sind da Ndao, Jammeh, Kama und viele andere. Manchmal redet er von zwanzig weiteren, dann wieder sind es doppelt so viele. Es gebe dort keine Individuen, sagt er. Alles in Gambia sei vernetzt und hänge zusammen, wie ein großer, kranker Organismus. Wenn er Geld schickt, sorge er nur für kurze Linderung. Fünfzig Euro ergeben 2500 Dalasi, dafür bekommt Ibrahim einen Sack Reis, 50 Kilogramm. Oder Malaria-Medikamente, die in staatlichen Krankenhäusern Mangelware und in privaten Praxen unbezahlbar sind.

"Ich wurde oft betrogen. Ich muss aus dem Bauch heraus entscheiden, ob die Geschichten auf meinem Handy echt sind", sagt Berger. Ibrahim schickte eine gefälschte Schulbescheinigung. Ein anderer Bedürftiger mailte Bilder von sich, wie er, geschwächt von Malaria, im Dreck dahinsiechte. Es wurde immer dramatischer: Schulden, Unfallopfer, Kranke. Ein groteskes Kammerspiel um Bergers Gunst und Geld. Meist fand er zu spät heraus, dass er angelogen wurde. "Ich habe sie trotzdem begnadigt." Berger hievt sich aus seinem Stuhl, er gehe jetzt schlafen, fühle sich ausgelaugt und völlig fertig.

Er könne nicht alle retten, sagt er manchmal. Es werde ihm zu viel, folgt dann. Das ganze Leid, das ihn durchs Handy anschreit, in Texten, Bildern, verzerrten Sprachnachrichten. Manchmal muss er sich um fünf Menschen gleichzeitig kümmern – "Schicksale managen", so nennt er das. Mit einem Schulterzucken drückt er aus, wofür er keine Worte findet: Er hat Abhängigkeit geschaffen – nun weiß er nicht, wie er sich daraus zurückziehen soll. Doch er hat sich auch an Anerkennung und Dankbarkeit gewöhnt.

Zurzeit leben fünf junge Gambier in seinem Haus. Sie nennen es "National-Camp". "Wann immer Mister Berger Gambier trifft, will er ihnen helfen. Er ist ein guter Mann", flüstert einer seiner Schützlinge, streicht dabei seine kinnlangen Rastas aus dem ebenmäßigen Gesicht. Er ist spät von der Arbeit zurückgekommen und will den Beschützer nicht wecken. Er misst 1,95 Meter und hievt eine Pfanne aus dem obersten Küchenregal, seine Oberarme stellen das Shirt vor eine Zerreißprobe. Tagsüber arbeitet der Riese in einem Restaurant, 1,05 Euro Stundenlohn – der übliche Satz für Geflüchtete. Davon kauft er meist Essen, fast immer Reis und Kartoffeln, dazu gibt es einen Eintopf mit Erdnüssen,



Bei Berger kann "Bodyguard" in Ruhe schlafen. Nur für Geld und Post besucht er seine offizielle Adresse: eine Flüchtlingsunterkunft in der Stadt

Gemüse, Hühnerfleisch und viel Palmöl. Das kippt er jetzt schwungvoll in die Pfanne.

Im National-Camp sind die Stromkosten explodiert, von sechzig auf 210 Euro im Monat. Die letzte Telefonrechnung schlug mit 140 Euro zu Buche. Deshalb behält Berger fünfzig Euro des Taschengelds ein, das jeder seiner Schützlinge vom Ausländeramt bekommt. Weil das nicht reicht, hat er noch eine Initiative gegründet, er flachst: "Grüne Schwarzarbeit mit Schwarzafrikanern". Die Jungs mähen Rasen, schneiden Hecken, stutzen Bäume. Der letzte Auftrag war lukrativ: 250 Euro. "Dann haben sie was zu tun und kommen nicht auf dumme Gedanken. Gut gebaut für die körperliche Arbeit sind sie ohnehin" sagte er danach. Die Aufträge werden hinter vorgehaltener Hand erteilt, mit einem Händedruck besiegelt und bar in die Hand bezahlt.

Der nächste Tag; noch vor den ersten Sonnenstrahlen fährt Berger den Riesen zum Sozialamt, der soll in eine andere Stadt verlegt werden. Zwar ist er bei Berger untergeschlüpft, er isst, schläft und lebt bei ihm, seine Postadresse aber ist ein offizielles Heim. Und seine künftige Adresse hat den Ruf, ein Sammelbecken für Geflüchtete zu sein, die abgeschoben werden. "Das werde ich nicht zulassen",



Ein "Gym" im Gartenhäuschen, mit Hantelbank und Spiegel. Auch aus der naheliegenden Flüchtlingsunterkunft kommen junge Männer, um zu trainieren

sagt Berger. Im National-Camp habe noch kein Beamter gesucht.

Sie stehen vor Zimmer 312 auf dem Gang, der während des Wartens in seiner erdfarbenen Eintönigkeit die Konturen zu verlieren droht, ohne Stühle, ohne Uhr, ohne Termin. Durch die Fenster dringt Bohrmaschinenkreischen, Sägeratschen und Hammerschläge, die Kakophonie einer Großbaustelle. Nach acht Stunden bekommen sie ihren Termin: In zwei Wochen sollen sie wiederkommen. Doch da ist der Riese auf sich allein gestellt.

Berger hat sich Urlaub genommen, er will einen Freund besuchen, den er in Gambia kennen gelernt hat. Für die Flucht durch Wüsten und über das Mittelmeer hat er ihm rund 2000 Euro überwiesen, jetzt lebt Ansu Mana in einem Heim auf Sardinien. Sie trafen sich auch auf Bergers letzter "Sardinienmission", aßen Käsepizza und spazierten durch ein Touristenstädtchen. Dann hatten sie Sex. Er hofft, dass es in zwei Wochen wieder passiert.

Michael Berger ist schwul. Oder bisexuell, das weiß er nicht genau. Vor vielen Jahren unternahm er eine Bergwanderung mit einer Freundin und einem Freund. Spät am Abend saßen sie zusammen auf einer Bank, nur umgeben von schroffer Natur, es schüttete, durchnässt umarmten sie sich. "Das ist alles, was ich brauche", dachte Berger in dem Moment. "Eine Beziehung, drei Menschen, und ich in der Mitte." Mit einem Mann könne er die Erregung teilen, ein Mann spüre wie er, Männer zögen sich viel stärker an. Eine Frau sei verständnisvoller und erscheine so weich und schön, wie es einem Mann nie könnte.

Berger aber ist alleine. Er spürte schon früh, dass er Männer mag, viele faszinierten ihn. Es gab auch Freundschaften und Nähe, es gab Stefan, bei dem er die Worte das erste Mal fühlte: "Ich liebe dich." Doch es gab immer Grenzen, Stefan hielt ihn auf Distanz, nannte ihn "Furunkel". Als Berger volljährig wurde, lernte er Frank kennen. Pfarrer, 50 Jahre alt, ein Freund der Familie, Verheiratet, Vater von vier Söhnen. Er nahm sich Zeit, hörte Berger zu, berührte ihn, schlief mit ihm. Es war eine Beziehung im Geheimen. Der Pfarrer kümmerte sich viel um junge Männer in Lebenskrisen. "Da war wohl auch immer Erotik im Spiel, viele seiner Schutzbefohlenen wurden seine Geliebten", ist sich Berger sicher. Es fühlte sich falsch an, lieber hätte er mit dem jüngsten Sohn des Pfarrers geschlafen.

Dieses Gefühl trieb ihn in die Arme vieler Therapeuten, sie behandelten ihn wie einen Kranken. Eine wollte ihm den "Dämon des Schwulseins" austreiben, ein anderer sagte, er müsse seine Bedürfnisse ignorieren. Berger wurde älter, doch seine Vorliebe für junge Männer blieb.

Bis er in der Schweiz Fiora kennen lernte, eine Italienerin, mit dunklem Teint, kräftig und muskulös, beinahe burschenhaft. Sie wusste, dass er auch Männer attraktiv fand, war aber überzeugt, dass sie ihn "auf Spur bringen konnte". Sie wollte sich auf das Wagnis einlassen – schaute er einem Jungen hinterher, verführte sie ihn am Abend, sie trieben es auf dem Boden. "Trotzdem musste ich immer kämpfen, mir dabei keine Männer vorzustellen."

Sie zogen in ein kleines Bergdorf. Berger brach sein Musikstudium ab. Er fand einen Job an der Waldorfschule und verdiente gutes Geld, 2000 Franken im Monat. Er heiratete Fiora. "Allein das Fest war es wert", sagt er: klassisches Konzert, Chorgesang, danach Grillen auf einer Waldlichtung.

Fiora wurde schwanger. Und Berger wusste: Auf dieses Kind habe ich mein Leben lang gewartet. Dieses Kind zu lieben, darf mir niemand verbieten. Fabian wurde geboren, und die Beziehung zu seinem Sohn erfüllte ihn. Je vertrauter er mit seinem Sohn wurde, desto mehr entfernte er sich von seiner Frau. Als Fabian zehn Jahre alt war, bestand die Ehe mit Fiora nur noch auf dem Papier. Sie hatte es aufgegeben, seine Gedanken von jungen Männern fernzuhalten. Sex wollten beide nicht mehr. Eines Abends spielte Berger mit seinem Sohn, sie lagen beieinander. In dieser innigen Nähe bekam er eine Erektion und Fabian fasste danach. Der Vater ließ es zu, aus Neugierde, sagte er sich im Nachhinein. Vielleicht grenzwertig, aber nicht grenzüberschreitend, beruhigte er sich.

Drei Jahre später tollten die beiden wieder miteinander, wie es Vater und Sohn eben machen, sie waren sich nah, wie Vater und Sohn eben nah sind. Dann überschritt Berger die Grenze. Er zog den Jungen aus und fasste ihm zwischen die Beine, fasste die Erektion an, der Junge fasste die Erektion des Mannes an, sie rieben sich gegenseitig, mit den Händen, befriedigten sich mit den Mündern, bis zum Samener-



Berger hatte schon alles für seinen zweiten Besuch bei Raman vorbereitet: Er wollte ihn mitnehmen, mit ihm wandern und zelten



Dieses Gefühl trieb Berger in die Arme vieler Therapeuten, sie behandelten ihn wie einen Kranken. Eine wollte ihm den "Dämon des Schwulseins" austreiben, ein anderer sagte, er müsse seine Bedürfnis ignorieren



Eine Flüchtlingsunterkunft, Kinder, Jungendliche und Erwachsene, dutzende Nationalitäten. Abwechslung bietet das Leben hier nicht

"Wenn der Täter einsichtig wäre, würde er sich von jungen Männern fernhalten, sie keinesfalls bei sich schlafen lassen. Das Rückfallrisiko ist extrem hoch", sagt Ursula Enders

guss. Der Mann wusste, dass es verboten war – der Junge war dreizehn. Seit Ewigkeiten aber hatte niemand mehr seinen Penis angefasst. In den nächsten beiden Jahren überschritt Berger die Grenze noch 18 Mal. Dann sagte sein Sohn: "Wenn du mich nochmal anfasst, erwürge ich dich."

Eine Woche später zeigte Berger sich selbst beim Jugendamt an. Er kam sofort in Untersuchungshaft, wurde angeklagt und wegen sexuellem Missbrauch zu drei Jahren Haft, davon 18 Monate auf Bewährung, verurteilt. Im Gerichtsurteil steht, er habe schwere psychische Probleme und eine Persönlichkeitsstörung. Während der Verhandlung beharrte er darauf, die Initiative sei von seinem Sohn ausgegangen. Mittlerweile hat er seine Strafe abgesessen, wurde aus der Schweiz abgeschoben und hat ein zehnjähriges Einreiseverbot. Er lebt geschieden von seiner Frau und hat keinen Kontakt zu seinem Sohn. Er musste Therapien machen, in der Schweiz und in Deutschland. Offiziell gilt er als resozialisiert.

Mehari fand in Balingen freundliche Flüchtlingshelfer. Nicht jeder Flüchtling hat das Glück. Berger ist einer von acht Millionen freiwilligen Flüchtlingshelfern in Deutschland. Und er lebt mit fünf jungen Männern in seinem Haus, die schutzbedürftig sind. Die offiziell volljährig sind, ihr genaues Alter aber nicht kennen oder nennen wollen. Berger ist auch einer von 300 000 Pädophilen.

"Wenn der Täter einsichtig wäre, würde er sich von jungen Männern fernhalten, sie keinesfalls bei sich schlafen lassen. Das Rückfallrisiko ist extrem hoch", sagt Ursula Enders. Sie ist Mitbegründerin von "Zartbitter", einer der ältesten Beratungsstellen gegen sexuellen Missbrauch. Als der Flüchtlingsstrom zunahm, befürchtete Ursula Enders, dass sexuelle Übergriffe gegen junge Geflüchtete zunehmen würden. Sie hat viele solcher Fälle auf ihrem Tisch.

"Häufig wollen pädosexuelle Menschen Paten für Geflüchtete werden. Auch wenn die jungen Männer volljährig sind, ist dennoch eine Schutzbedürftigkeit vorhanden", sagt Enders. Komme es zum Sex, sei das emotionale Ausbeutung, die nicht strafbar, aber moralisch verwerflich sei. Sie erklärt, dass die jungen Menschen leicht zu missbrauchen seien, traumatisiert nach der oft jahrelangen Flucht hätten sie kaum noch psychische Widerstandskraft.

Berger liegt auf seinem Sofa, nach der Tortur beim Sozialamt will er sich ausruhen, er starrt verloren an die kahle, weiße Wand, nicht ein Bild hängt im ganzen Haus. Er hustet keuchend, kriegt kaum Luft und reibt seine geröteten Augen während er aus seiner Vergangenheit auftaucht. "Ohne Sex verliert



Berger liebt Musik. Als Chorleiter und Kirchenmusiker verdient er sein Geld

das Leben an Geschmack", sagt Berger. Er sei immer im Clinch mit sich selbst: Er, der Beschützer gegen seine Lust und Verlangen. "Aber meine Schützlinge sind mir wichtiger als ich selbst."

Er sagt, er habe mit keinem der Gambier in seinem Haus geschlafen. "Ich fühle, ob mein Gegenüber das auch will." Klar, das Zusammenleben sei für ihn prickelnd und erotisch, die körperliche Nähe reizvoll. Viele von ihnen stammen aus ärmlichen Verhältnissen und sind auf engstem Raum aufgewachsen, Berührungen waren normal für sie. Jetzt ist es normal, wenn Berger sie etwas zu lang umarmt. Seine Hand auf den Schenkel legt, Reaktionen abwartet. Klar würde etwas laufen, wenn es einer annehmen würde. Aber er versuche, seine Fantasien abzulenken, weg von seinen Jungs. Klar, abends hole er sich einen runter, diskret in seinem Zimmer.

Ein paar Tage später möchte er Raman zu sich zu holen. Der Junge ist 17, sie haben sich auf Sardinien kennen gelernt. Vor wenigen Tagen schaffte er es durch die Schweiz nach Deutschland und lebt jetzt in einem Heim für minderjährige Geflüchtete, hunderte Kilometer von Bergers Zuhause entfernt. Die Heimleiterin schüttelt Berger die Hand: "Schön, Sie kennen zu lernen! Sie haben ja am Telefon schon viel über Gambia und ihr Engagement erzählt", sagt sie mit fester, lauter Stimme und läuft voraus in ihr Büro. Vorbei an weißen Türen, die nur angelehnt sind und spaltweise Blicke in identische Zimmer zulassen, je sechs Betten, Schränke und Stühle, dazu ein Tisch. Das Büro ist chaotisch, Ordner stapeln sich, an der Wand Sprudelkisten, Kartons mit Kleiderspenden quellen über: Jacken, Schals, Handschuhe. "Sie glauben nicht, wie die Jungs frieren", sagt die Leiterin. "Zu ihrem Vorschlag: Sie können Raman nicht mitnehmen, weil er minderjährig ist und wir für ihn verantwortlich sind." Aber es sei möglich, den Mittag zusammen zu verbringen.

Raman sieht jung aus. Unreine Haut, volle Lippen und Brauen, krause Haare unter einer Wollmütze. Er sagt, er wisse nicht, ob er 17 sei. Aber er weiß, dass Minderjährige nicht abgeschoben werden dürfen. Jetzt liegt er neben Berger auf einer Wiese, es riecht nach frisch gemähtem Gras. Sie haben die Köpfe zusammengesteckt und senden mit Bergers Handy Sprachnachrichten nach Gambia: "Es ist wie ein wahr gewordener Traum. Ich bin der glücklichste Mensch. Ja, ich bin bei 'big man Berger'. Deutschland ist ein wundervoller Ort." Sie halten sich fest an der Hand. Zum Abschied sagt Berger: "Du bist ein schöner junger Mann. Bis bald."

Eine Woche später fährt Berger wieder zu Raman. Dieses Mal ist die Heimleiterin strenger, neue Auflagen vom Jugendamt. Nur Autorisierte dürfen die Jungs sehen. Also vereinbart Berger einen heimlichen Treffpunkt, hinter der Kapelle im Nachbardorf, niemand soll sie erwischen. Sie verbringen den Tag zusammen, essen Spaghetti Frutti di Mare, danach schwimmen sie zusammen im Freibad. Abends bringt er Raman unbemerkt zurück ins Heim.

Er spüre eine große Bereitschaft bei Raman, sagt Berger danach.

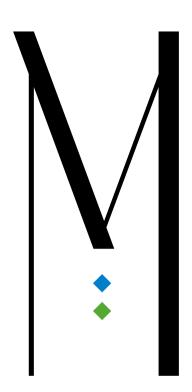




ALIS ABSCHIED

An einem Mittag im
Mai trifft Helga in einer
Flüchtlingsunterkunft
den Iraner Ali. 47 Jahre alt, Ein Rebell — mit
Darmkrebs im Endstadium.
Sein letzter Wunsch:
zurück nach Teheran, Tot
oder lebendig

TEXT: MELANIE PIESKE FOTO: PATRICK JUNKER



Mit einer Jagdflinte über der Schulter kniet Ali auf staubigem Boden. Vor ihm das erlegte Warzenschwein. Er schaut in die Kamera, die Brust gewölbt, der Blick stolz. Helga Bardischewski, 59 Jahre alt, lächelt und legt das Handy zurück auf den Esstisch. Das Foto schickte ihr Alis Schwester per Whatsapp, als Erinnerung. Viel ist Helga Bardischewski nicht geblieben. Eine Gebetskette, eine verstaubte Brille, eine gefütterte Benetton-Jacke, die sie manchmal trägt, wenn es kalt ist. Und dann ist da der Aktenordner, prall gefüllt mit Alis letzten Jahren.

Die Aufzeichnungen beginnen am 13. Juli 2009 mit seinem ersten Kontakt beim Sozialdienst in Aschaffenburg und enden am 21. April 2014 mit seinem Tod. Dazwischen liegen, ordentlich abgeheftet, stumme Zeugen der Bürokratie. Helga Bardischewski blättert sich durch Alis letzte Monate, schnaubt, lächelt, schüttelt den Kopf. Es ist ein schwüler Tag im Sommer, das Stimmenmeer der Fußgängerzone schwappt durch das gekippte Fenster. Ähnlich heiß und wolkenleer war es damals.



Als Helga Bardischewski im Mai 2013 ihre Wohnung in Aschaffenburg verlässt, weiß sie nicht, dass ihre Stelle beim Sozialdienst mehr sein wird, als nur eine Krankenvertretung. Dass sie heute, ganz beiläufig, von dem Mann hören wird, der ihr wie ein Bruder werden wird. Etwas unsicher macht sie sich auf den Weg zur Gemeinschaftsunterkunft, eine ehemalige Kaserne am Stadtrand, abgeschirmt mit Stacheldrahtzäunen. Eine Kollegin weist sie in ihre Aufgaben ein, später quatschen sie.

"Was machst du sonst so?", fragt die Kollegin. "Naja, Supervisionen und Hospizarbeit", antwortet sie.

"Ooooh, das ist gut. Wir haben hier einen, der hat Krebs. Der wird nimmer. Der ist schwierig, er jagt alle fort."

"Wie heißt er?"

"Ali."

Einige Nachmittage später, das Gespräch ist ihr längst entrückt, ist endlich etwas Ruhe eingekehrt. Seit dem Morgen drängen sich Besucher vor ihrer Tür, schreiende Kinder, Frauen, Männer verstopfen den Flur vor ihrem Büro. Vor ihr liegt ein Stapel Schmierpapier, auf das sie Name und Anliegen notiert: Rechtsanwalt anrufen, Fax an Ausländerbehörde schicken, Arzttermine vereinbaren, Rechnungen bezahlen. Die Liste ist schier endlos. Sie denkt, die Unterkunft kommt einem Katastrophenlager nahe. Sie nippt an ihrem Kaffee. Er ist wieder einmal kalt geworden. Plötzlich steht ein Mann im Türrahmen und grinst. Schlaksig, braungebrannt, Lachfalten um die Augen, die schwarzen, dicken Locken zu einem Dutt geknotet. Auf seinem ärmellosen T-Shirt steht "Fuck you. Made in Italy". Shit, sieht der gut aus,

"Hiiiii!", sagt er und setzt sich. "I'm Ali." "Oh", antwortet sie und das Gespräch mit ihrer Kollegin rutscht ins Gedächtnis. "I am Miss Helga."

"I know", sagt Ali und sie schütteln Hände. Das muss er sein, denkt sie. Nur sieht er aus wie ein Rockmusiker, bronzen-glänzend, nicht wie ein Todgeweihter.

An diesem Tag geht es um etwas Banales, aber nicht um seine Krankheit. "Ich komme morgen wieder", sagt er noch auf Englisch. Junge, ich sag nichts, denkt sie. Ali kommt am nächsten Tag wieder mit zwei eiskalten Flaschen Coke-Zero. Helga ist nassgeschwitzt vom Stress, ihr Kopf sirrt, sie sackt glücklich in ihren Stuhl. Sie reden kurz über die Hitze, dann

sagt Ali: "Weißt du, dass ich sterben muss?"

"Das müssen wir doch alle", antwortet sie. Hätte sie sagen sollen, das wissen hier viele?

"Wer sagt das?", fragt sie.

"Mein Arzt. Kannst du meine Schwester anrufen?"

"Hast du eine Akte?"

"Die hat der andere Betreuer. Der trägt immer grau".

Ali findet ihn bieder, langweilig. In Helga muss er jemanden sehen, der ihm ähnlich ist. Auch Helga Bardischweski hatte Krebs. Auf ihrem rechten Oberarm trägt sie das chinesische Schriftzeichen für "Frau". Das Symbol für Gesundheit, das sie sich eigentlich hatte stechen wollen, fand sie hässlich. Sie glaubt, dass ein Mensch an seinen Krisen wächst. Davon gab es reichlich. Ein Asthmaanfall warf ihre älteste Tochter mit 15 Jahren ins Koma, als sie wieder aufwachte, war sie stark beeinträchtigt. Irgendwann die Scheidung, später der Krebs. "Manchmal setzt einem das Leben einen Brocken hin."

Seit zwei Jahren hat sie ein weiteres Tattoo, versteckt im Nacken unter ihren ergrauten Haaren. Als sie ihre zweite Tochter in Neuseeland besuchte, gingen sie gemeinsam ins Studio. Ein komplett tätowierter Maori fragte: "Was trägt dich im Leben?" Sie antwortete: "mehr als die Dinge zum Anfassen". Er stach ihr, traditionell mit Messer und Meißel, ein Symbol aus Farnblättern und Flügeln. "Frau, die über die Dinge sieht", erklärte er.

Ali weiß das alles noch nicht. Sie freunden sich langsam an. Nach Feierabend sitzen sie oft im Einkaufszentrum, trinken Käffchen und rauchen. Nach und nach erzählt er, an der Marlboro ziehend, seine Geschichte. Sie fragt ihn, warum er aus Teheran geflohen ist und er erzählt. Dass 1979 die islamische Revolution seine Heimat veränderte, die gerade auf dem Weg zur Demokratie war. Dass der Revolutionsführer Ajatollah Chomeini den Iran zu einem menschenfeindlichen Gottesstaat machte. Dass Frauen gezwungen wurden, ihren Körper zu verschleiern, dass Geschlechtertrennung herrschte. Dass Andersdenkende mit Holzlatten angegriffen oder weggesperrt wurden. Und dass im Kampf gegen Unzucht der Geheimdienst an jeder Ecke lauerte.

Eines Tages erwischten sie ihn, wie er aus der Wohnung seiner großen Liebe huschte. Ali interessierte es nicht, dass sie bereits einem anderen Mann versprochen war. Das Gericht verurteilte ihn zu hundert Stockhieben. Mit ausgestreckten Armen, an





Das Foto schickte Alis Schwester per Whatsapp. Ali feiert noch seinen 48. Geburtstag. Fünf Tage später stirbt er



der Wand festgebunden, schlugen sie ihm seine Sünde ins nackte Fleisch. Er ist Mitte dreißig, als er das Land verlässt.

All das steht in Alis Anhörungsprotokoll, das in Helgas Ordner klemmt. Nach Paragraph 25 des Asylgesetzes wird er "aufgefordert, die Tatsachen vorzutragen, die seine Furcht vor politischer Verfolgung begründen." Dem Protokoll liegen Fotos bei. Über Alis Rücken spannt sich ein Netz aus Narben. Sein Antrag mit dem Aktenzeichen 5645781-439 wird abgelehnt. Als iranischer Staatsbürger habe er sich an die dort geltenden Gesetze zu halten. Er erhält nur eine Duldung. Helga bittet später um eine Wiederaufnahme des Asylverfahrens, legt Alis Diagnose dazu: "Hepatisch metastasiertes Rektum Ca" – Enddarmkrebs mit Metastasen in der Leber. Sie erhält keine Antwort.

"Ich will nicht in diesem Fuck Aschaffenburg sterben", schimpft Ali eines Tages. "Ich will heim nach Teheran! Mein Bruder bezahlt das!" Helga weiß nicht, ob in den Worten mehr Wunsch als Wirklichkeit steckt. Ali geht es schlechter, manchmal spricht er wirres Zeug. Sie ruft seine Schwester in Österreich an, fragt, ob es möglich wäre, Ali im Iran zu pflegen. "Das würden wir schon hinkriegen", sagt die.

Gut, dann besorgen wir Ali einen neuen Pass, und dann läuft das, denkt Helga. Ali beschwert sich oft über sein papierloses Leben. Nur dank seines beglaubigten Armeeausweises konnte ihm die Ausländerbehörde überhaupt einen Flüchtlingsausweis ausstellen. Die grüne Klappkarte ist so zerfleddert, dass sie sich zwischen den Fingern fast pulverisiert. Das Passbild zeigt ihn mit ernster Miene und raspelkurzen Haaren. Was mit seinem iranischen Pass geschah, dazu gibt es mehrere Versionen, selbst Helga kriegt das nicht zusammen. Eine besagt, dass er gestohlen wurde. Die andere ist: Er hat seinen Ausweis weggeschmissen. Helga ist das egal. Fakt ist, ohne Pass keine Ausreise, kein Teheran.

Sie erkundigt sich beim Leiter des Ausländeramts. "Sie müssen nach Frankfurt auf das iranische Konsulat mit ihm", erklärt er. Und: "Sie brauchen wegen der Residenzpflicht eine Ausnahmegenehmigung, um nach Hessen zu fahren." Und: "Ich weiß nicht, ob sie einen Pass bekommen. Die Islamische Republik ist nicht sehr freundlich ihren Abtrünnigen gegenüber." Und: "Sollten Sie einen Pass bekommen – dann muss ich den laut Paragraph 48 des Aufenthaltsgesetzes sofort kassieren." Helga vibriert der Kopf. Packt Ali das? Ihm geht es zu die-

ser Zeit besonders schlecht, er nimmt stark ab, trägt jetzt Kindergrößen oder Hosenträger. Sie fragt: "Ali, sollen wir's versuchen?" Er nickt. Helga vereinbart einen Termin auf dem Konsulat. Sie bestellt bei der Caritas ein Auto und ein Zivi fährt sie nach Frankfurt. Er setzt sie vor einem Glaskomplex ab. In den Scheiben der Auslandsvertretung spiegelt sich an diesem 19. Juni die Sonne. In der Hitze geht Ali schneller als sonst die Kraft aus, sie muss ihn stützen. Gemeinsam schleppen sie sich in den Iran, so kommt es ihr vor, als sie den Warteraum betreten. Sie ist die einzige Frau ohne Kopftuch, die persischen Schilder kann sie nicht lesen. Sie ziehen eine Nummer und warten. Mit krakeliger Schrift füllt Ali einen Antrag aus, die Buchstaben verschwimmen vor seinen Augen. Er erinnert sich nicht mal mehr an den Geburtsort seiner Eltern. Schief hängt er auf seinem Stuhl. "Ruf deine Geschwister an und frag sie nach den Daten", sagt Helga. Oh Gott, denkt sie, er wird doch jetzt nicht auf dem Konsulat sterben.

"Ok, jetzt müssen Sie nochmal eine Nummer ziehen", sagt der Herr hinter der Scheibe.

"Neee, ich ziehe nix mehr, der Mann muss ins Krankenhaus", sagt sie.

"Sie müssen sowieso wieder kommen, den Pass können Sie heute noch nicht abholen."

"Das geht nicht", sagt sie und rührt sich nicht von der Stelle.

Der Mitarbeiter telefoniert, plötzlich steht ein kleiner Mann mit Schlips und Kragen im stickigen Wartesaal und wirkt, als hätte er vom Sommer nichts mitbekommen. "Kommen Sie, mit Ihrem Termin ist wohl etwas schief gegangen. Ich verspreche Ihnen, dass sie heute mit dem Pass nach Hause gehen", sagt er. Er bittet sie in ein Zimmer mit Marmorboden. Sie sinken auf das Ledersofa, trinken Espresso und essen klebriges Lokum. Beide schließen die Augen und lächeln. vierzig Minuten später halten sie den Pass in den Händen. Auf dem Rückweg zur Gemeinschaftsunterkunft halten sie vor dem Rathaus. Helga gibt den Pass im Amt ab. "Nur bis zu deiner Ausreise", verspricht sie — und wird es nicht halten können.

In den nächsten Tagen sprechen sie mit Alis Palliativarzt über die Ausreise. "Ich könnte ihm ausreichend Morphium für seine letzte Zeit in Teheran mitgeben", sagt er, "aber er wird damit nicht über die Grenze kommen". Im Iran fallen Opiate unter das Betäubungsmittelgesetz und stehen unter Gefängnisstrafe, auch als Heilmittel. Helga ist schockiert. Sie telefoniert mit Alis Bruder, der noch in Teheran lebt.





"Kommst du an Morphium ran?", fragt sie "Nein", antwortet er.

"Was machen wir dann?"

"Wir können ihn nicht fliegen lassen, er wird unter Schmerzen sterben. Ich kann das nicht, Miss Helga."

"Mich fragt auch niemand, ob ich das kann", sagt sie.

Alis Bruder hat drei Jahre zuvor seinen sterbenden Vater in den Armen gehalten. Das reicht. Helga erinnert sich nicht mehr genau an den Tag, als sie Ali sagt, dass er in Fuck Aschaffenburg sterben muss. Nur, dass er abwinkt und sagt, "du machst das schon, du kriegst das hin". Er will es nicht wahrhaben.

Eines Morgens kauert Ali in der Fußgängerzone vor Helgas Tür. Auf dem Weg zu ihr ist er mit dem Fahrrad gestürzt. Seine Knochen, von den Chemotherapien stark angegriffen, brachen in beiden Armen. Am nächsten Tag besucht sie ihn in der Klinik. Kaum im Zimmer, schrillt ihr eine Schwester entgegen: "Den können sie gleich wieder mitnehmen! Der schreit hier das Haus zusammen." Helga versteht. "Haben Sie keinen männlichen Pfleger?" Ali ist Moslem und weigert sich strickt, von einer Frau angefasst zu werden. Helga brauchte selbst drei Monate, bis sie ihm sein Morphiumpflaster auf den Rücken kleben durfte. Ali sitzt, seine eingegipsten Arme nach vorne gestreckt, aufrecht im Bett.

"Zigarette!", meckert er.

"Ja, soll ich dein Bett rausschieben?", fragt Helga.

"Meine Beine sind nicht gebrochen."

"Und hat dich heute schon jemand gekämmt, du siehst aus wie Müll."

"Hab' sie verscheucht, ich lass mich doch nicht von einer Frau waschen."

"Liiiiiieber Goooott", sagt Helga.

"Dann mach ich's selbst", sagt Ali und fummelt am Gips herum.

"Nee, komm, wir gehen raus, ich dreh' dir eine", sagt sie.

Helga zieht ihm einen Bademantel über, er schlüpft in seine Birkenstock und schlurft durch den Flur, die Arme von sich gestreckt wie ein Schlafwandler. Draußen steckt Helga ihm eine Selbstgedrehte zwischen die Lippen, was ihn nicht vom Reden abhält. Er nuschelt vor sich hin, lässt sich eine nach der anderen anzünden. "Wie, rauchst du jetzt auf Vorrat?", fragt Helga. Er zuckt die Schultern und bittet sie, ihm sein Handy mit dem Haargummi ans

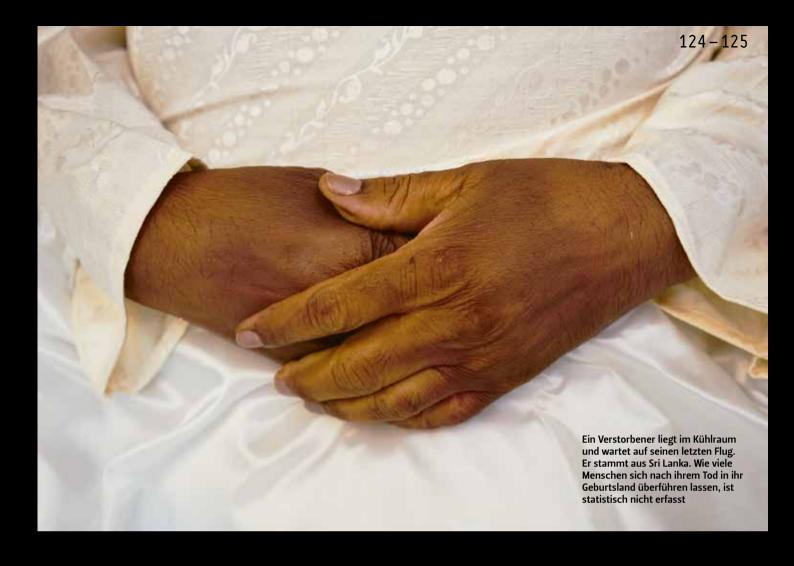
Ohr zu binden, um seine Schwester anzurufen. Eine Woche liegt er im Krankenhaus, sein Freund Amir kommt, um ihn zu waschen, zu kämmen und zu rasieren. Helga muss sich derweil etwas ausdenken. Ali ist jetzt ein Pflegefall, mit zwei gebrochenen Armen, drei Chemos und einem künstlichen Darmausgang. In die Gemeinschaftsunterkunft mit den versifften Toiletten will sie ihn nicht mehr schicken. Sie sucht nach einer Kurzzeitpflege in Heimen und Hospizen, aber Ali darf den Landkreis wegen der Residenzpflicht nicht verlassen. Sie verliert fast die Hoffnung, bis sie schließlich ein Seniorenstift findet. "Es gibt sogar zwei männliche Pfleger", erzählt sie ihm, als sie ihn hinbringt.

Am nächsten Morgen klingelt ihr Telefon. "Der schreit hier alles zusammen", sagt eine verzweifelte Stimme und Helga macht sich auf den Weg. So ein Senkel, denkt sie. Ali teilt sich in der ersten Nacht ein Zimmer mit einem 92-Jährigen, oder besser, teilte, denn der Mann liegt am nächsten Morgen tot im Bett. "Hier bleibe ich nicht", schimpft Ali und will zurück in die Unterkunft. Amir bietet nochmal seine Hilfe an. Drei Tage später haben sie Glück. Er kann in das Gästeappartement des Seniorenstift einziehen. Als Helga ihn das erste Mal besucht, führt er das Bad vor, als wäre es ein seidener Teppich. "Und, gibt's jetzt noch was zu krakeelen?", fragt Helga.

An einem Herbsttag fragt Ali: "Weißt du, wie sterben geht?". Helga ist überrascht. Lange verlor er kein Wort über den Tod. Sie hat viele Menschen sterben sehen, den ersten, da war sie vier Jahre alt. Während ihre Eltern arbeiteten, kümmerte sich ihre Oma um sie. Als strenggläubige Katholikin besuchte sie im Ort die Kranken, Helga spazierte mit. Am Sterbebett schickte sie Helga den Pfarrer holen. "Traust' dir's zu?", fragte die Oma und schon rannte sie los. Zuhause sprachen sie über Tod und Krankheit, während sie Kartoffeln pellten.

Im Oktober bricht Ali seine Chemotherapie ab. "Ich will nicht mehr tagelang durchkotzen", sagt er. "Du weißt, was das bedeutet?", fragt Helga. Er nickt und sagt: "Wenn ich nicht nach Teheran darf, dann soll meine Mutter kommen." Helga organisiert ihr ein Reisevisum, für 45 Tage. Mit Alis Mutter zieht der Geruch von Safran und Koriander in sein Appartement ein, die Gewürze vermischen sich mit einer süßen Note von Marihuana. Manchmal raucht er auch sein Morphium-Pflaster.

Alis Mutter muss in den nächsten Monaten viel einstecken. Unter seinen Schmerzen wirft er mit ek-





Der Bestattter verschließt mit einem Lötkolben den Zinksarg, wie für den Flug vorgeschrieben. Darin liegt der Verstorbene eingebettet in einem Körperformsarg aus Eiche



Eisenhardt parkt den Leichenwagen in der Auslade-Zone des Lufthansa Cargo Centers in Frankfurt. Im Hauptzollamt stempelt der Zöllner mit roten Buchstaben "Export" auf die Ausreisepapiere. "HUM" steht auf ihnen, Human Body, und "Please handle with care"

Helga Bardischewski gründete nach Alis Tod den Verein "Sterben in der Fremde"



Bevor der Gabelstapler den Sarg aus dem Wagen hievt, checkt Eisenhardt nochmal die Papiere



Die Spedition röntgt den Sarg, bevor er im Lager verschwindet. Als Fracht darf er nicht mehr als Sarg erkennbar sein. Er kommt in eine Holzkiste oder wird mit Jutestoff zugetackert. Mit dem Flug TK1702 geht es nach Thessaloniki



ligen Worten um sich. "Beleidige lieber mich", sagt Helga. Sie erträgt seine Launen, aber manchmal hilft nur der Stinkefinger. Für seine Mutter muss Helga eine Verlängerung des Aufenthalts durchboxen, aber nach 90 Tagen ist Schluss. Es braucht mehrere Telefonate bis das Amt eine Lösung anbietet, die in keinem Regelwerk steht: Wenn sich Helga dafür verbürgt, dass die Mutter nach Alis Tod das Land wieder verlässt und zur Sicherheit ihren Pass auf der Ausländerbehörde hinterlegt, darf sie bleiben.

Im Februar reist Helga für einige Wochen nach Neuseeland, ihre Tochter besuchen. Die Reise ist seit Ewigkeiten geplant.

"Ich warte auf dich", sagt Ali, als sie sich verabschieden.

"Versprochen?"

"Ja, versprochen."

Als Helga ihn im April wieder sieht, weiß sie, dass es zu Ende geht. Er schimpft: "Wie konntest du nur ohne mich wegfahren!". Und Helga antwortet: "Ali, wir wissen beide was kommt und ich frage dich auch nicht, wie du so lange ohne mich weg sein kannst". Wenige Tage später feiert er seinen 48. Geburtstag, da liegt er schon seit vier Tagen auf der Palliativ-Station. Helga holt ihm seine Marlboro unten am Kiosk. Dem Tod so nahe, denkt sie, und doch liegt er in seinem Bett, mit einer Kippe zwischen den Fingern. Während er raucht, driftet er immer öfter weg, Helga sieht schon das Bett in Flammen. Kurze Zeit später richtet sich sein Kopf wieder auf, und er nimmt in Schieflage den nächsten Zug.

Längst ist er zu schwach, um eigenständig zu gehen. Im Krankenhaus gab es Tage, da schnappte er sich seinen Infusionsständer und stieg, im Hemdchen und Morgenmantel, in ein Taxi. Wohin er fuhr weiß sie nicht, aber am Ende des Ausfluges rauchte Ali wieder frisches Gras. Ali machte, was er wollte. Dass es bei seinem Tod nichts mitzusprechen gab, konnte er nicht akzeptieren.

"Ich will nicht von diesen Krähen abgeholt werden", schimpft er über die Bestatter.

"Soll ich dich im Rucksack tragen?", antwortet Helga.

Wenigstens nach seinem Tod möchte Ali zurück nach Teheran. Sie sprechen über eine Überführung der Leiche. "Wir haben Angst", sagt die Familie. Sie stehen unter Beobachtung und es lebt sich nicht gut, wenn ein Abtrünniger des Regimes heimkehrt, selbst wenn er tot ist.

Ali stirbt am 21. April 2014. Helga überrascht es nicht, dass er das Atmen stoppte, als sie und die Mutter nicht im Zimmer waren. "Der Sack", sagt sie. Als die beiden wieder den Raum betreten, liegt er friedlich in seinem Bett, die Augen noch offen. Helga fährt vorsichtig mit ihren Finger über seine Lieder. Als sie das nächste Mal schaut, stehen die Augen wieder offen. "Das machst du absichtlich!", sagt sie. Am liebsten würden sie ihm Goldtaler auf die Augen legen, aber im Zimmer liegen nur Pistazien. "Du Dickkopf."

Gemeinsam mit der Mutter übernimmt sie die rituelle Waschung, die bei Moslems als letzter Liebesdienst gilt. Eigentlich sollen Verwandte desselben Geschlechts und ausschließlich Muslime den Toten reinigen, aber Helga gehört quasi zur Familie. Sie rufen einen Pfleger, der den Intimbereich übernimmt und anschließend mit einem Tuch bedeckt. Helga wäscht Alis Gesicht und seine Arme mit klarem Wasser, die Mutter kämmt die Haare. Zum Schluss verreiben sie duftendes Rosenöl.

Die Beerdigung ist an einem milden Frühlingstag kurz nach Ostern. Etwa 25 Menschen, darunter seine Schwester, Mutter, Freunde und Mitarbeiter des Heims, sind gekommen. Ein muslimischer Bestatter fährt Alis Leiche ans Grab und spricht Gebete. Der Holzsarg wird einen Spalt geöffnet, darin sieht man Ali in ein weißes Leichentuch gehüllt, seine Gebetskette zwischen den Fingern. Helga hält eine kurze Rede, sie trinken Tee und essen Lokum. Helga spielt Alis Musikwünsche. Das letzte Lied, das erklingt, ist Terry Jacks Seasons in the sun; "Goodbye my friend, it's hard to die. Think of me and I'll be there."

Auf Feld D des Waldfriedhofs liegt Ali in der zweiten Reihe. Die Abendsonne bricht durch alte Eichen und taucht das muslimische Gräberfeld in oranges Licht. Es riecht nach frisch gemähtem Gras. Seit langer Zeit steht Helga wieder vor Alis Grab. Sie geht in die Knie, um einen Strauß niederzulegen. "Nächstes Mal zünde ich dir eine Kippe an." Sie zupft Unkraut und lobt die Strauchrosen, die fleißig wuchern.

Alis Namen steht auf einem Granitstein eingraviert, auf vielen anderen Gräbern ruhen einfache Holzkreuze. Die braunen, rechteckigen Flächen, auf denen sie stecken, wirken wie erdige, offene Wunden, über die noch kein Gras gewachsen ist. Auf manchen wuchern Gestrüpp und ein paar Gänseblümchen. Im Islam ist es unüblich Gräber zu pflegen, man will die Ruhe der Toten nicht stören. Vielleicht liegen in ihnen aber auch Flüchtlinge, denen niemand Blumen bringt.

Nach seinem Tod wurde Meharis
Leiche nach
Eritrea überführt. Die
Kosten dafür
(ca. 7 000
Euro) trugen
die Kirchengemeinde Balingen und der
Asylkreis in
Hechingen.





Die Farben der Flucht

Mulugeta Tekle war Freund und Mitbewohner Meharis. Auch er floh aus Eritrea über das Mittelmeer. Mit Pinsel und Acrylfarben entwirft er sich in Deutschland ein news Leben

Der Künstler Mulugeta Tekle war Freund und Mitbewohner von Mehari Beyan im schwäbischen Balingen. Der 33-Jährige floh im März 2014 aus Eritrea. In seiner Heimat saß er dreimal im Gefängnis; in den Lagern Wi'a und Adi Abeito. Immer malte er, was um ihn herum geschah. "Irgendwo muss ich ja hin mit meinen Gefühlen", sagt Tekle. Seine Gemälde handeln hauptsächlich von der Flucht nach Europa und den Haftbedingungen in Eritrea.

In Asmara hatte Tekle Zeichenkurse genommen, eine Kunsthochschule gibt es dort nicht. Nach seiner Ankunft in Balingen beschaffte er sich Farben und eine Staffelei und malte in seinem Zimmer, das er mit zwei anderen Eritreern teilte. Die Wände der Flüchtlingsunterkunft sind mit Bildern von Tekle dekoriert. Eine erste Ausstellung organisierte der Arbeitskreis Asyl zusammen mit der katholischen Kirche. Tekle erhielt den Auftrag, Wände im Krankenhaus von Balingen und einer Schule zu gestalten. Mehrere Stromkästen der Stadt sind mit Tekles Werken versehen. Er gibt Zeichenworkshops für Kinder.

Inzwischen ist Tekle aus der Flüchtlingsunterkunft in eine kleine Einzimmerwohnung mit Balkon gezogen. "Ich mag die Menschen hier unheimlich gern", sagt er. Die Erlöse vom Verkauf seiner Bilder spendete Tekle bislang dem Arbeitskreis Asyl.

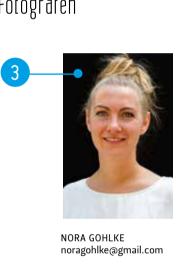
Das Portrait Meharis (links) malte er auf Bitte der GO-Redaktion. "Ich habe die Sonne als Rechteck gezeichnet, weil das nicht unseren Erwartungen an die Sonne entspricht", sagt Tekle. So wie Europa nicht den Erwartungen Meharis entsprach.

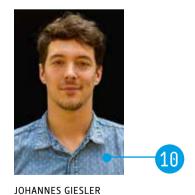


Mulugeta Tekle zeichnet seit seinem 13. Lebensjahr. In seinen Gemälden verarbeitet er die Strapazen der Flucht

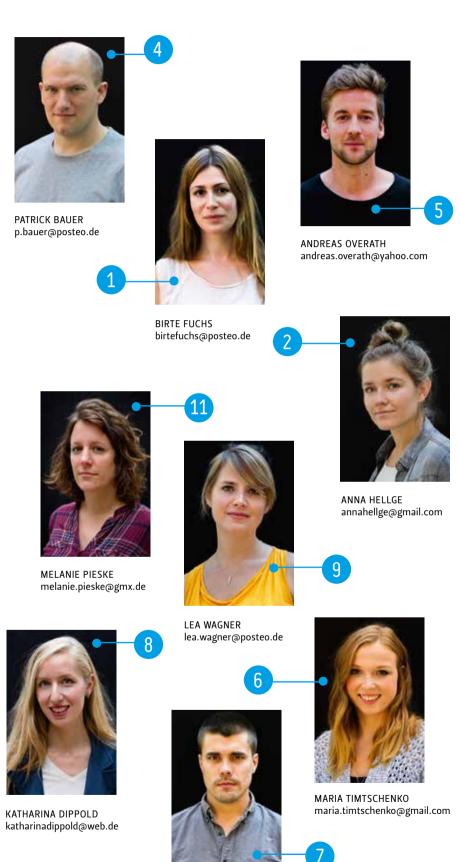
Schreibt uns!

Das ist das Team des diesjährigen GD-Magazins. Links die Autoren, rechts die Fotografen

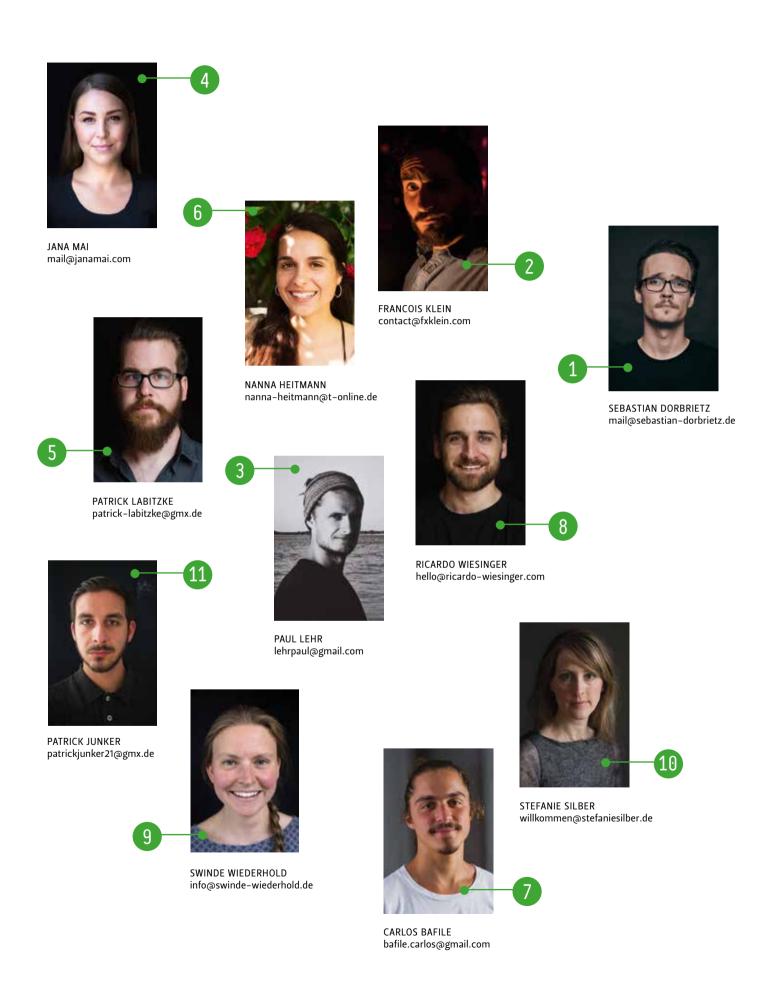




johannesgiesler@gmail.com



JOHANNES LAUBMEIER johannes.laubmeier@gmail.com



IMPRESSUM

Herausgeber: Dr. Ulrich Bausch

Zeitenspiegel-Reportageschule Reutlingen

Spendhausstraße 6 D 72764 Reutlingen 07121 336182 info@reportageschule.de www.reportageschule.de

Kuratorium:

Prof. Dr. Hermann Bausinger, Barbara Bosch, Uta-Micaela Dürig, Josef-Otto Freudenreich, Anton Hunger, Ingrid Kolb, Prof. Dr. Dietmar Mieth, Dr. Andreas Narr, Thomas Oberle, Gerd Schulte-Hillen, Edzard Reuter (Vorsitzender), Eugen Schäufele, Dr. Carl-Heiner Schmid, Alexander Smoltczyk, Prof. Götz W. Werner

Chefredaktion: Philipp Maußhardt

Artdirektion: Alexandra Engelhard Beratung: Wolfgang Behnken

Organisation: Stefan Junger

Textredaktion:

Mathias Becker, Andrea Mertes, Philipp Maußhardt, Martin Rasper, Johannes Schweikle, Alexander Smoltczyk, Markus Wanzeck, Erdmann Wingert, Tilman Wörtz

Chefs vom Dienst:

Melanie Pieske, Maria Timtschenko

Bildredaktion:

Prof. Michael Trippel (Koordination), Uli Reinhardt (Koordination), Anna Hellge, Patrick Bauer

Autoren:

Patrick Bauer, Katharina Dippold, Birte Fuchs, Johannes Giesler, Nora Gohlke Anna Hellge, Johannes Laubmeier, Andreas Overath, Melanie Pieske, Maria Timtschenko, Lea Wagner

Fotografen:

Carlos Bafile, Sebastian Dorbrietz, Nanna Heitmann, Patrick Junker, François Klein, Patrick Labitzke, Paul Lehr, Jana Mai, Stefanie Silber, Swinde Wiederhold, Ricardo Wiesinger

Druck:

Sautter, Reutlingen

Bildnachweise:

Sebastian Dorbrietz (S.1), Hohenzollerische Zeitung (S.3), Mulugeta Tekle (Künstler)/Uli Reinhardt(Fotograf) (S.17; 28–29; 39; 51; 60–61; 73; 84–85; 93; 105; 117; 128), privat (S.74; S.82), Hamid Sadeghi (S.129)

Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck, Aufnahme in Online-Dienste und Internet sowie Vervielfältigung auf elektronischen Datenträgern bedürfen der vorherigen schriftlichen Zustimmung des Herausgebers.

Wir danken:

Hochschule Hannover, Studiengang Fotojournalismus, Wolfgang Behnken, Erich-Schairer-Stiftung

